

Paul Schulze-Naumburg:

## Hans F. K. Günther zum 50. Geburtstag

Es war im Jahre 1922, als ich auf einer Winterreise, die damals im ungeheizten Abteil ein noch recht unbequemes Unternehmen war, in der Auslage einer Buchhandlung in Schlesien ein Werk über Rassenkunde von einem mir bisher noch unbekanntem Verfasser sah, das ich des Gegenstandes wegen sofort kaufte. Meine eigenen Arbeiten hatten mich der Rassenkunde als dem Schlüssel der Weltgeschichte immer näher gebracht, ohne daß ich eine Darstellung gefunden hätte, die irgendwie befriedigte. Fast immer wurde die Rasse aus etwas verschwommenen Vorstellungen heraus behandelt, und auch in dem vorrechtlichen Werke Chamberlains „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts“, wie die Bedeutung des germanischen Menschen zwar in hellereisender Weise erkannt, seine biologische Begriffsbestimmung inoffen überhaupt nicht zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht. Ich fing in etwas zweifelstüchtiger Laune das neugefundene Buch an zu lesen, merkte aber schon nach der Einleitung, daß diese misstrauische Einstellung hier fehl am Orte war. Ich vertiefte mich mit jeder neuen Seite mehr in das Buch, das ich kaum noch aus der Hand legte und es schon vor der Heimkehr gelesen hatte. „Die Rassenkunde des deutschen Volkes“ war für mich ein ganz großes Erlebnis; denn es brachte mir die Bestätigung für die Richtigkeit einer Gedankenkette, die ich schon seit langem begte, für die mir aber doch die begrifflich haltbaren Vorstellungen fehlten. Hier sprach nicht nur ein kühl und klar denkender Kopf, der sich aufrecht um die biologisch erforderlichen Voraussetzungen bemüht hatte, sondern auch eine Sehernatur, die Zusammenhänge ahnt und begreift, sie aber auch in eine klare Form zu bringen weiß, die völlig überzeugte. Ich las, kaum zu Haus angekommen, das ganze Buch von Anfang bis zu Ende mit gesteigerter Anteilnahme und Verständnis noch einmal, denn mir dämmerte die Erkenntnis, daß ich zu einem Wendepunkte meines Lebens gekommen sei.

Ich hatte mich bisher mein Lebelang darum bemüht, den Nachweis zu führen, daß unsere deutsche Kultur des Sichtbaren sich auf einem toten Gleise bewege und diese Beweisführung in Form eines frisch-fröhlichen Kampfes aufgenommen. Da ich diese Untertanen schon als recht junger Dachs, dem die Tragweite eines solchen Kampfes noch in gar feiner Weise bewußt war, begonnen hatte, glaubte ich, die Menschen mit Worten ändern, d. h. zu dem, was ich als richtig erkannte, überreden zu können. Denn ich vertraute mich dem Glauben an die Allgewalt der Erziehung an, ohne zu ahnen, daß ich mich dabei auf die gefährlichen Wege des ausgepro-

chen Lamarckismus begab. Ich kann nicht sagen, daß meine Methode ohne Erfolg gewesen wäre. Im Gegenteil war ich eigentlich überrascht davon, daß sich eine viel größere Anhängerschaft fand, als ich eigentlich erwartet hatte. Aber mir fiel doch auf, daß sich diese Anhänger immer nur aus einer besonderen Gruppe von Menschen bildeten, während eine andere Gruppe völlig taub und blind, ja heftig ablehnte, oder doch ablehnend verhielt. Ich sah allmählich ein, daß von so gearteten Menschen nichts zu erwarten wäre und wahrscheinlich auch niemals zu erwarten sein würde. Ich wurde langsam misstrauisch gegen meine eigenen Vorstellungen von der Erziehbarkeit des Menschen, konnte andererseits doch auch nicht von meinem angefangenen Werke ablassen. Aber ich suchte nach besserer Erkenntnis und fand diese allein in den Deutungen der Rassenkunde und der Erbliehkeitslehre, dem Gegenpole des Lamarckismus. Ich erkannte, daß ich meine gefamten Vorstellungen von der „Befehrbarekeit“ aller Menschen über Bord werfen müßte, und daß ich ein Eingehen auf meine Gedankengänge eben nur bei der Art von Menschen erwarten dürfe, die durch ihre erblich und raffisch bedingte Anlage des Denkens und Fühlens ganz von selbst sich der gleichen Einstellung wie ich hingeben könnten.

Über das alles brachte mir das Lesen des Günther'schen Buches so viel Aufschluß und Bestätigung, daß sich in mir der Wunsch erwachte, diesen Mann näher kennen zu lernen. Günther lebte damals in Skandinavien und so konnte ich ihm nur meine Bitte schreiben, mich doch einmal gelegentlich einer Deutschlandreise in Saaleck zu besuchen, wo ich damals noch ständig lebte. Mein Wunsch erfüllte sich überraschend schnell, und die erste Begegnung schloß mit einer Freundschaft, die nicht allein bis zum heutigen Tage gehalten, sondern die sich auch ständig vertieft hat. Kaum je bin ich mit einem Manne in solch lebhaftige geistige Wechselbeziehung getreten, die sich keineswegs auf ein enges Sachgebiet begrenzte. Ich hatte das Glück, Günther oft und manchmal lange Zeit als meinen Gast zu sehen, besonders in den Zeiten, als seine Familie noch in Norwegen und später in Schweden saß, und wir alles taten, ihn uns nach Deutschland herüber zu ziehen. Er war fast ein Sohn des Hauses geworden, auf dessen Wiederkehr sich alle freuten. So gingen wir ein langes Stück unseres Lebensweges gemeinsam, in dem er stets in höherem Grade der Gebende war. Es war die schlimmste Zeit der Republik, die wir in gleicher Weise als eine Zeit anfaßen, die überwunden werden mußte. Ich brauche hier in diesen Blättern nicht zu schildern, wozum der

Kampf ging, den man die Wegbereitung für die Gedanken des Dritten Reiches nennen kann. Man vernahm sich heute schon kaum noch die allgemeine Lage vorzustellen, in die Deutschland hineinmanövriert worden war, auch die allgemeine wirtschaftliche Unsicherheit, die in steigendem Maße um sich griff und aus der kein Ausweg sich zu öffnen schien. Wie ein Lichtblick war damals die Berufung Dr. Fricks als Thüringischen Innen- und Kultusminister. Eine seiner ersten Amtshandlungen, die draußen den üblichen Staub aufwirbelten, war die Berufung Günthers als Ordinarius an die Universität Jena, wo er einen Lehrstuhl für Rassenkunde und Sozialanthropologie übernehmen sollte. Welchen Jubel diese symbolisch gar nicht hoch genug zu wertende Tat bei der Jugend auslöste, zeigte sich an dem Fakultätzug, den die gesamte Studentenschaft Jenas am Abend seines Amtsantrittes Günther brachte, eine Ehrung, die sonst meist nur greisen Größen der akademischen Welt bei ihrem Scheiden vom Lehramt zuteil wird. Zum Glück ist Eitelkeit eine Eigenschaft, die Günther völlig fremd ist. Er ging wie immer still feinen Weg und baute weiter an seiner Lehre, die nun allmählich ganz Deutschland aufhorchen ließ. Vor allem waren es die Juden, die sehr früh begriffen, daß es ihr Ende bedeuten müsse, wenn der Rassengedanke weiter um sich griffe. Und so wurde denn auch der Mörder vorgeführt, der den gefährlichen Mann beseitigen sollte. Am 9. Mai 1931 lauerte ein junger Bursche Günther auf, als dieser spät am Abend heimkehrte, und feuerte im Dunkeln vier Revolverkugeln auf Günther ab, von denen zwei fehlten, eine rieb am Herzen vorbeigang und die vierte eine Fleischwunde in den Oberarm schlug, die glücklicherweise gut heilte. Die Gerichtsverhandlung konnte die Hintermänner nicht feststellen, nur ergab sich einwandfrei, daß die Tat nicht allein dem Gehirn des Attentäters entsprungen war.

Deutschland war vor einem ungeheuren Verluste bewahrt worden; denn es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß keiner so viel an der Verbreitung der Rassenkenntnis und des Nordischen Gedankens beigetragen hat, wie Günther. Wenn wir heute die Werke an uns vorüberziehen lassen, die er seit dem Anfang der zwanziger Jahre der Welt geschenkt hat, so ahnen wir schon bei den Titeln, welche riesige Fülle von völkischer Weisheit er aufgreift und behandelt. Seinem ersten grundlegenden Werke, der „Rassenkunde des deutschen Volkes“ hat er dann eine Rassenkunde Europas, ein Buch über die Herkunft und Rassen Geschichte der Germanen, ein weiteres über die nordische Rasse bei den Indogermanen folgen lassen. Nicht daneben steht die Rassen Geschichte des hellenischen und des römischen Volkes, und die Rassenkunde des jüdischen Volkes. Außer diesen rein rassenkundlichen Werken folgen aber dann alle die Bücher, in denen er die weltanschauliche Schlussfolgerung aus seinen rassenkundlichen Erkenntnissen zog. Schon in seinem frühesten Werke dieser Art, dem „Ritter, Tod und Teufel“ vom Jahre 1920, ist der Grundgedanke, daß die germanischen Völker nur

durch die heldische Haltung Nordischer Art ihr Schicksal vollenden können, in zwar noch jugendlich überschäumender, aber schon völlig klarer und zielbewusster Weise zum Ausdruck gebracht. In noch gefäster Form arbeitet er dieses Bekenntnis in dem 1925 erschienenen Buche „Der nordische Gedanke unter den Deutschen“ aus. Dem Ducht- und Erziehungsgebanke widmet er sein Buch „Platon als Hüter des Lebens“, das ganz in Saaleck geschrieben wurde. Sonderuntersuchungen bedeuten die Werke „Adel und Rasse“ und „Rasse und Stil“, dann „Kriemhildigkeit nordischer Artung“ und „Führeradel durch Rassenpflege“. Im Jahre 1935 erhielt Günther einen Ruf an die Universität Berlin, dem er auch folgte, obgleich die Großstadt seinem eigenen Wesen völlig widersprach. Gerade aus diesem Gegensatz heraus entstanden doch eine Reihe von Büchern, die die Gefahren der Verstärkung eines Volkes aufzeigten, und auf den Bauern als die ewige Urfkraft eines Volkes hinwiesen, das sich nicht selbst verlieren will. So entstand das, dem Verfasser des klassischen Buches „Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse“ Dars gewidmete Werk „Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform“. Die „Verstädterung“, „Formen und Urschichte der Ehe“ und „Gattenwahl zu ehelichem Glück und erblicher Erbtigung“ folgten.

Je mehr Günther sich in seinen Arbeiten dem ländlichen Leben als Urforn und ewiges Wunschbild des Menschen nordischer Art zuwandte, um so stärker wurde in ihm die Sehnsucht, sein eigenes Leben und Arbeiten in einer mehr ländlichen Umgebung zu verbringen, als die Millionenstadt ihm dies ermöglichte. Er folgte daher gern dem Rufe der Universität seiner Vaterstadt Freiburg i. N., die ihm eine solche Lebensweise doch wenigstens in einer Teilform gewährte und ihm die unmittelbare Nachbarschaft einer Landschaft mit Gebirge, breitem Flußtal und einer noch mehr ländlichen Besiedlung versprach. Diese Hoffnung hat ihn nicht betrogen, denn an der Kurve seines Schaffens läßt sich ablesen, wie stark die Einspannung in den Rhythmus der Großstadt ihn bedrückte und wie sehr ihn die Verferung in eine ihm gemäße Umgebung fleischlich und körperlich befreite.

Am 16. Februar feiert Günther nun seinen 50. Geburtstag, zu dem es ihm an neuen Ehrungen nicht fehlen wird, so wenig sein Sinn auch nach solchen steht. Das, was er bisher geschaffen hat, würde genügen, seinem Namen einen Ehrenplatz in der deutschen Geistesgeschichte zu sichern. Fast müßte man annehmen, wer solche grundlegenden Werke geschaffen hat, dem bliebe nichts weiteres zu geben mehr übrig. Aber wer Günther kennt, weiß, wie viel er noch zu sagen hat und wie viele noch ungehobenen Schätze in seinem Geiste lagern. „Volk und Rasse“ sendet ihm seinen Geburtstagsgruß in der frohen Erwartung, daß das zweite Jahrbundert seines Lebens nicht weniger schöpferisch sein möge, als es das erste war.

Anschrift des Verfassers: Weimar.

Franz Schwanitz:

## Der Artbegriff bei Pflanzen im Lichte der Genetik (I.)

Von weltanschaulichen Gegnern der Abstammungslehre wird in letzter Zeit immer wieder als „Beweis“ gegen die Nichtigkeit der Abstammungslehre die Behauptung erhoben, die Arten in Tier- und Pflanzenreich seien scharf gegeneinander abgegrenzte, völlig unveränderliche Einheiten. So schreibt, um nur einige Beispiele anzuführen, S. Fritzsche in seinem im vorigen Heft angezeigten Buch „Pan vor den Toren“, es lege sich in der „theoretischen Biologie die Erkenntnis des selbständigen Aufbaus der Arten, der Eigenlinie in der Entwicklung, sieghaft durch“. Zugleich feige „der nordische Genius Carl von Linnés riefenhaft aus seinem Grabe“. — In einem dem Kampf gegen die Abstammungslehre gewidmeten Sonderheft der Zeitschrift „Natur und Kultur“ behauptet Otto Muck, zwischen den einzelnen Arten und Rassen seien scharfe bleibende Grenzen gezogen, einen fließenden Übergang von einer Klasse in die andere oder von einer Art in die andere gäbe es nicht. — Auch S. Frieling bespricht in seinem Buch „Herkunft und Weg des Menschen“ die Möglichkeit einer Entstehung neuer Arten aus den vorhandenen und hält damit auch an der Vorstellung eines absoluten Abgrenzungspunktes der Arten gegeneinander fest.

Die Annahme einer wirklichen Unveränderlichkeit der Arten oder sogar der Rassen steht aber im schärfsten Gegensatz zu den wesentlichen Grundlagen des Kassengedankens und der Kassenhygiene, die beide von der Veränderlichkeit von Rassen und Arten durch Auslese und Genauslese ausgehen. Denn wenn man eine wirkliche Konstanz von Rassen und Arten annimmt, ist jede Kassenpflege und jede Erbgesundheitspflege überflüssig.

Unter diesen Umständen scheint es angebracht, einmal an dieser Stelle auf dem geringen, zur Verfügung stehenden Raum in Kürze die wichtigsten Ergebnisse zu umreißen, die die experimentelle Erbforschung über die Beziehungen der Arten zueinander, ihre Verwandtschaft, ihre Unterschiede und ihre Abgrenzung gegen einander heute bereits klargelegt hat.

Der Weg, auf dem das Wesen, die Ubergrenzung und die Unterschiede verschiedener Arten klargelegt werden konnte, besteht in der Kreuzung verschiedener Arten mit einander und der genetischen sowie der zytogenetischen Analyse der Nachkommenschaft. Bei Tieren ist die Kreuzung verschiedener Arten in der Regel nur sehr schwer durchzuführen und führt vor allem nur sehr selten zu fruchtbaren Bastarden. Bei Pflanzen dagegen macht die Artkreuzung häufig wenig Schwierigkeiten, und es ist auch häufig möglich, aus diesen Kreuzungen eine mehr oder weniger fruchtbare Nachkommenschaft zu erhalten. Die Ursache für diese Verschiedenheit ist darin zu suchen, daß die Tiere ein „geschlossenes“, die Pflanzen ein „offenes System“ darstellen (offenes System: die Normbildung der Pflanze ist infolge der Eigenheiten ihrer Ernährung, „nach außen ge-

richtet und äußerlich sichtbar“. Eine „nach innen gerichtete Differenzierung in Organe oder Gewebe fehlt entweder ganz oder bleibt relativ beschränkt“ (O. Sartzwig). Geschlossenes System: Die Aufnahme organischer Substanz als Nahrung führt zu einer nach innen gerichteten Form- und Organbildung) und daß Organismen, die zu einem offenen System gehören, sehr viel unempfindlicher gegen Veränderungen des Raumplans und dadurch entstehende Störungen sind, als Organismen, die ein geschlossenes System darstellen. Es ist daher besonders bei botanischen Objekten oft gelungen, einen befriedigenden Einblick in das erbliche Verhalten solcher Kreuzungen zu erhalten, und wir werden uns bei der folgenden Darstellung in erster Linie mit botanischen Objekten zu beschäftigen haben.

Arten, die sich nur im Genbestand unterscheiden.

Es gibt eine größere Zahl von Pflanzenarten, die sich bei Kreuzung miteinander nicht anders verhalten, wie sich in der Regel die Varietäten, Stämme und Linien einer Art zu verhalten pflegen: die erste Bastardgeneration ( $F_1$ ) ist durchaus fruchtbar, und in der zweiten Generation ( $F_2$ ) tritt eine freie Spaltung der einzelnen Merkmale, in denen sich die beiden Arten unterscheiden, ein. Ein solches Verhalten konnte z. B. von Vichler bei der Kreuzung von *Dianthus armeria* (raube Nelke) mit *Dianthus deltooides* (Heldnelke) und von Erwin Saru bei der Kreuzung zweier Löwenmäulchenarten, *Antirrhinum majus*, melle, beobachtet werden. In einer Reihe solcher Fälle ist es dem Genetiker bereits gelungen, die systematischen Unterschiede der betreffenden Arten auf qualitative Unterschiede im Genbestand der betreffenden Arten zurückzuführen. So konnte Heribert Nilsson bei seinen Kreuzungen zwischen verschiedenen Weidenarten in der  $F_2$  ein Aufspalten der verschiedensten Artmerkmale beobachten. Es wurde in der Kreuzung *Salix viminalis* (Korbweide) mit *Salix caprea* (Salweide) in der außerordentlich vielgestaltigen  $F_2$  festgestellt, daß die Hütle der in der  $F_2$  auftretenden Blattformen von 2 Erbanlagenpaaren, die von *S. caprea* stammen ( $C_1$  und  $C_2$ ), und von einem Genpaar von *S. viminalis* ( $V$ ), die alle unabhängig voneinander spalten, verursacht wird. Diese Gene haben pleiotrope Wirkung: sie bestimmen nicht nur die Blattbreite, sondern auch zahlreiche andere wichtige Merkmale, wie den Wuchs, die Höhe und die Blattfarbe. Heribert Nilsson schreibt hierzu: „Da die Faktoren  $C_1$  und  $C_2$  sowohl für die morphologische Gestaltung als auch für die Vitalität der Art von fundamentaler Bedeutung sind, weil sie jede für sich nicht mehr *caprea*-ähnliche und nicht mehr völlig erfruchtensfähige Individuen ergeben, ist mit der Klarlegung der Spaltung des Bastards *viminalis caprea* ein entscheidender Beweis dafür erbracht, daß auch die funda-

mentalsten Artmerkmale mendeln; denn es kann natürlich niemandem einfallen, die erwähnten Eigenschaften als Varietätsmerkmale anzusehen. Sie sind auch immer von den Systematikern als die wirklichen essentiellen Artmerkmale betrachtet worden. Da ich außerdem gezeigt habe, daß auch die in der Systematik als wichtig angesehenen Merkmale der Narben spalten, muß man aus meinen Untersuchungen einen der folgenden Schlüsse ziehen: Entweder spalten die Artmerkmale, oder haben die Arten *viminalis* und *caprea* keine sichtbaren Artmerkmale. *Tertium non datur*“. Die zytogenetische Untersuchung dieser Kreuzungen bestätigte die bereits erhaltenen experimentellen Befunde: die Chromosomensätze der bei diesen Kreuzungen verwendeten Arten erwiesen sich als weitgehend homolog, sie stimmten also wohl bezüglich des Gehalts der einzelnen Chromosomen wie auch in der Reihenfolge, in der diese Gene auf den Chromosomen gelagert sind, vollkommen überein.

In einem anderen Fall konnten die genetischen Grundlagen der Unterschiede zweier guter Arten, nämlich von *Hutchinsia alpina* (Alpen-Gemsekresse) und *H. brevicaulis* (Stein-Gemsekresse) von G. Melchers flargelegt werden. *H. alpina* findet sich auf Kalkboden, sie ist vorzugsweise in den nördlichen Kalkalpen verbreitet, während *H. brevicaulis* auf den Kalkarmen Böden der Zentralalpen vorkommt. Eine Ausnahme fand sich in den Dolomiten: in diesem Gebiet mit stark kalkhaltigem Boden fanden sich *H. brevicaulis*-Typen. Die genetische Analyse ergab, daß sich die beiden Arten durch eine verschiedene Empfindlichkeit gegen Kalzium-Mangel unterscheiden, und zwar ist *H. alpina* wesentlich empfindlicher gegen Kalzium-Mangel als *H. brevicaulis*. Diese Verschiedenheit ist durch Unterschiede in vermutlich höchstens 2 Genpaaren bedingt. (Eine ganz sichere Analyse ist hier angesichts der schweren Klassifizierbarkeit dieses Merkmals nicht durchzuführen.) Die übrigen Merkmale, in denen sich die beiden Arten unterscheiden, beruhen gleichfalls je auf 1 bzw. 2 Erbanlagenpaaren. Für die *brevicaulis*-Typen auf den kalkreichen Böden der Dolomiten konnte wahrscheinlich gemacht werden, daß es sich hier um Kombinationen handelt, welche mit den morphologischen Merkmalen von *H. brevicaulis* die Anlagen für die Anpassungsfähigkeit an hohen Kalkgehalt des Bodens von *H. alpina* vereinigen.

Als weiterer Fall, in dem charakteristische Artunterschiede auf einfache mendelnde Gene zurückgeführt werden konnten, seien die *Canna*-Kreuzungen von *Sonina* erwähnt. Hier konnten die Erbanlagen für eine größere Reihe von Merkmalen, in denen sich die beiden Arten, *Canna indica* und *Canna glauca*, unterscheiden, bestimmt werden. So ruft die Anlage A rote Blüten hervor, das Allel A ergibt bei Gleicherbigkeit gelbe Blütenfärbung, die Gene B und C bedingen Notrandigkeit der Blätter, D, E, F und R verstärken die rote Färbung der Blüten, G ist ein Faktor für Anthozyanbildung (Anthozyan = roter Farbstoff in Blättern oder Blüten), von K und L hängt der Wachstumsübergang der Blätter ab, die Gene M, N und O entscheiden über das Auftreten oder

Fehlen des dritten Staminodiums (= steriles Staubblatt), J über die Färbung der Ähren, und R ist das Gen, das das Auftreten der roten Flecken in den gelben Blüten bewirkt. So konnte ein großer Teil der Unterschiede der beiden *Canna*-Arten bereits genetisch flargelegt werden. Eine weitere Zahl von Merkmalen, die die beiden Arten trennen, und die mehr quantitativer Art sind, wurden bisher noch nicht analysiert. Die Unterschiede zwischen den beiden Arten beruhen in diesem Falle also auf der Verschiedenheit in einer größeren Anzahl von Genen.

Auch bei den diploiden Wildkartoffelarten, *Solanum verrucosum*, S. *Vavilovi*, S. *polydenium*, S. *Yamesii*, S. *chacoense* und S. *Henryi* konnte von Protopach wahrscheinlich gemacht werden, daß die Artunterschiede lediglich darauf beruhen, daß die einzelnen Arten verschiedene Allele (= Gegene, einander entsprechende Erbanlagen an gleichen Ort des gleichen Chromosoms) der gleichen Gene besitzen, in dem Gesamtaufbau des Genoms aber keinerlei Unterschiede zeigen.

Ein sehr bemerkenswerter Fall, bei dem ein einziges, stark pleiotrop wirkendes Erbanlagenpaar den Unterschied bestimmt, wurde vor Kurzem von de Cugnac berichtet. Die Trespens-Art *Bromus arduennensis* unterscheidet sich von der verwandten Art *B. grossus* durch eine ganze Reihe von Merkmalen, die so ausgeprägt sind, daß *B. arduennensis* teils als Vertreter einer besonderen Sektion innerhalb der Gattung *Bromus*, teils sogar als Vertreter einer eigenen Gattung betrachtet wurde. Bei Kreuzung der beiden Arten miteinander zeigte sich aber in der völlig fruchtbaren ersten Bastardgeneration völlige Dominanz der Merkmalsbilder von *B. grossus* und in der  $F_2$  trat eine klare Aufspaltung im Verhältnis von 3 *grossus* : 1 *arduennensis*-Pflanze auf. Hier hängt also der Unterschied zwischen zwei deutlich getrennten Arten von einem einzigen Genpaar ab, das allerdings eine ganze Reihe von Merkmalen beeinflusst.

Die Analyse der genetischen Grundlagen der Unterschiede zweier Arten, die zu verschiedenen Gattungen gehören, wurde von Langham mit Erfolg begonnen. Mais (*Zea Mays*) und Teosinte (*Euchlaena mexicana*), deren vermutliche Stammform, unterscheiden sich sehr deutlich voneinander. Die meisten dieser Unterschiede sind allerdings rein quantitativer Art und überdies bei beiden Arten sehr schwankend. An klaren qualitativen Unterschieden wurden nur 5 Merkmalspaare gefunden. Davon wurden 3 Merkmalspaare (schwache Reaktion auf die Tageslänge bei Mais gegen starke photoperiodische Reaktion bei der Kurztagspflanze Teosinte; paarige (Mais) gegen einzelne (Teosinte) weibliche Ähren; vielreihige (Mais) gegen zweireihige (Teosinte) Kolben und vielreihige (Mais) gegen zweireihige (Teosinte) Mitteläste der männlichen Infloreszenzen) genetisch analysiert. Für alle diese drei charakteristischen Merkmalspaare, in denen sich die Vertreter der beiden Gattungen unterscheiden, wurde monohybrider Erbgang festgestellt; ja ein einziges Erbanlagenpaar bestimmte die Ausbildung der untersuchten Artmerkmale. Darüber hinaus konnten bei Mais in allen drei Merkmalen bereits Rückmutationen zum Teosinte-Typ beobachtet werden,



und es konnte in einigen Fällen sogar bereits die Gleichheit dieser Mutanten mit den entsprechenden Teofintmerkmalen nachgewiesen werden.

Dieser letzte Befund zeigt zusammen mit den vorher angeführten Fällen die Berechtigung der Annahme der Mutationsforschung, daß die Mutationen die Grundlage für die Artenentstehung und -differenzierung seien. Aus der durch die Mutation ständig neu erzeugten Fülle erblicher Varianten sammeln sich innerhalb einer Art in ökologisch verschiedenen Bezirken unter der Einwirkung verschiedenartiger Auslesebedingungen auch sehr verschiedenartige Allelenkombinationen an. Es entstehen genisch verschiedene Populationen, die man als verschiedene Varietäten, oder, wenn die Unterschiede bereits stärker und zahlreicher geworden sind, als verschiedene Arten anspricht.

Arten, die durch Kreuzung nur genisch verschiedener Arten entstanden sind.

Sind aus einer Art durch Anhäufung verschiedenartiger Mutanten zwei oder mehr Arten hervorgegangen, so bietet sich für die Entstehung weiterer Arten eine neue Möglichkeit. Durch die Kreuzung dieser Arten mit einander ist die Möglichkeit gegeben, die verschiedenen Allele, die sich in den einzelnen Arten angehäuft haben, umzukombinieren und so neue Arten zu schaffen, die charakteristische Artmerkmale beider Ausgangseltern in sich vereinigen. Die Kreuzung schon bestehender Arten hat nachweislich bei der Entstehung neuer Arten eine Rolle gespielt. Zwei Fälle seien hier angeführt, in denen nachgewiesen werden konnte, wie aus der Kreuzung zweier genetisch verschiedener Arten eine neue Art hervorgegangen ist. A. Lang konnte bei „Untersuchungen über einige Verwandtschaftsverhältnisse in der Gattung *Stachys*“ (Zieffl. in der  $F_2$  (Spaltungsgeneration) der Kreuzung zwischen *Stachys lanata* (wolliger Zieffl.) und *St. alpina* (Alpen-Zieffl.) Formen beobachten, die

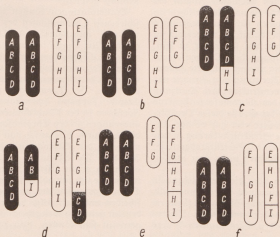


Abb. 1. Schematische Darstellung verschiedener Chromosomenmutationen. a) Normaler Chromosomenstruktur, b) Bruchlücke (Defizienz), c) einfeltige, d) mehrfältige Chromosomenübererzeugung (Translokation), e) Verdopplung eines Chromosomenabschnittes von gleichem Chromosom (Duplikation), f) Umkehrung eines Chromosomenabschnittes (Invertion). Nach A. Kühn.

erwähnt. Mattfeld kann in dieser Arbeit wahrscheinlich machen, daß eine Tannenart des Balkans, *Abies Borisii regis* eine Bastardform ist, die in der Eiszeit aus der Kreuzung der nördlicheren *Abies alba*, unserer Weißtanne, und der südlicheren *Abies cephalonica* hervorgegangen ist und die sich unter den besonderen Ausleseverhältnissen ihres Standortes als konstante Mischform zwischen den Elternarten erhalten hat.

Arten, die sich in der Struktur der Chromosomen von einander unterscheiden.

Sehr viele nahe verwandte Arten besitzen die gleiche Chromosomenzahl und -form, ihre Chromosomensätze sind im ganzen auch bezüglich des Inhaltes an Genen gleichartig, aber diese Gene sind auf den Chromosomen in anderer Reihenfolge angeordnet bzw. sie sind bei den verschiedenen Arten auf ganz verschiedene Chromosomen verteilt. Die Ursache dieser Erscheinung ist in Chromosomenmutationen zu suchen. Diese können in Verdoppelung (Duplikation) (Abb. 1 e) oder Verlust (Defizienz) – bei größeren Chromosomenstücken in homozygotem (= gleicherbigem) Zustand meist zum Tode des betreffenden Organismus führend) von Chromosomenteilen bestehen (Abb. 1 b), sie können in einer Umkehrung der Reihenfolge der Erbanlagen auf einem kleineren od. größeren Teilstück des Chromosoms (Inversion) bestehen (Abb. 1 f) und sie können schließlich darin bestehen, daß infolge von Austausch von Chromosomenteilen zwischen nicht gleichartigen (homologen) Chromosomen (Translokation) die einzelnen Chromosomen der einen Art zum Teil einen gleichen, zum Teil einen andersartigen Geninhalt haben wie die entsprechenden Chromosomen der anderen Art (Abb. 1 c, d). Durch alle diese Chromosomenmutationen wird verständlicherweise die Homologie zwischen den mutierten Chromosomen und den ursprünglichen unveränderten Chromosomen je nach der Art und der Größe der Veränderung mehr oder minder weit verringert und aufgehoben. Die Entstehung solcher Strukturänderungen an den Chromosomen konnte im Experiment wiederholt verfolgt werden: in der Nachkommenschaft chromosomal vollständig einbeitlicher Stämme treten plötzlich Typen mit veränderten Chromosomen auf. Solche Chromosomenmutationen treten nach Behandlung mit Röntgenstrahlen, aber auch bei Einwirkung von solchen Faktoren auf, die in der Natur eine Rolle spielen, wie nach

Als zweiter Fall dieser Art sei eine Arbeit von Mattfeld „Über hybridogene Sippen der Tannen“

Einwirkung von Feuchtigkeit und Hitze auf die Samen oder bei dem Altern von Samen oder Pollen. Es ist daher verständlich, wenn wir auch innerhalb der gleichen Art derartige Chromosomenmutanten der verschiedensten Art mehr oder weniger häufig verbreitet finden. Solche Strukturunterschiede in den Chromosomen sind z. B., um nur einige wenige Beispiele zu nennen, bei der Erbse (*Pisum sativum*), bei verschiedenen Steckapfel- (*Datura*-) Arten, bei dem gemeinen Soblzahl (*Galeopsis Tetrahit*), bei der Linde (*Paris quadrifolia*), bei Roggen (*Secale cereale*), bei *Drosophila* (Tausfliege)-Arten und vielen anderen Organismen anzutreffen.

Diese Chromosomenmutationen haben für die stammesgeschichtliche Entwicklung in doppelter Hinsicht eine große Bedeutung. Einmal wird durch Verlust oder Verdoppelung von Chromosomenstücken die Wirkung der auf dem betreffenden Teilstück liegenden Erbanlagen aufgehoben oder erhöht, und damit treten zwangsläufig Veränderungen in der Gestalt und in den Leistungen der betreffenden Organismen auf. Auch die Inversionen oder Translokationen können zu Veränderungen im Erscheinungsbild und in den Leistungen führen, denn durch diese Vorgänge kommt eine Reihe von Erbanlagen in unmittelbare Nachbarschaft von Erbanlagen, die sonst weiter entfernt auf dem gleichen oder sogar auf einem ganz anderen Chromosom sich befunden hatten. Da aber die Wirkung eines Gens von den auf dem Chromosom nachfolgenden Genen mitbestimmt werden kann, (Lagerwirkung oder Positionseffekt), ist die Möglichkeit von Veränderungen der Wirksamkeit verschiedener Erbanlagen und damit von Veränderungen des Erscheinungsbildes gegeben.

Zum anderen wird, wie schon oben betont wurde, durch die Chromosomenmutationen die Homologie zwischen an sich homologen Chromosomen weitgehend gestört. Diese Homologie ist aber eine wesentliche Voraussetzung für den normalen Ablauf der Keifungsteilungen. Gestörte Homologie zwischen an sich homologen Chromosomen führt zu Störungen der Keifungsteilungen und damit im Enderfolg zu Unfruchtbarkeit. Diese pflegt um so größer zu sein, je größer die Veränderungen der Chromosomenstruktur gewesen sind. Völlig uneingeschränkte Fruchtbarkeit findet sich nur bei Kreuzung von Formen mit völlig gleicher Chromosomenstruktur; bei Kreuzung von Typen, die sich in der Chromosomenstruktur unterscheiden, tritt je nach der Größe dieser Verschiedenheiten eine geringe, größere oder gar völlige Unfruchtbarkeit ein. Durch die Strukturänderung in den Chromosomen wird also eine „Sterilitätsbarriere“ geschaffen, die bestimmte Formen mehr oder minder scharf voneinander trennt.

Genaue Untersuchungen über die Verschiedenheit im Chromosomenbau bei einzelnen Typen innerhalb einer Art sind vor allem bei dem Steckapfel (*Datura stramonium*) von Blafeslee und seinen Mitarbeitern vorgenommen worden. Sie konnten 7 ver-

schiedene Chromosomentypen beobachtet und analysiert werden, die sich auf ganz verschiedene geographische Bezirke verteilen. Bei anderen *Datura*-Arten wurden sogar noch wesentlich mehr derartige Rassen mit verschiedener Chromosomenstruktur festgestellt.

Zwischen verwandten Arten sind derartige Strukturverschiedenheiten sehr verbreitet, sie wurden bei *Lilium* (Lilien-) und *Paeonia* (Paeonien-) Arten bei *Nicotiana* (Tabak-), *Gedelia*, *Dicia* (Wicken-), *Viola* (Veilchen-), *Polemonium* (Himmelsleiter-) und zahlreichen anderen Arten gefunden, und auch die verschiedenen *Drosophila*-Arten unterscheiden sich deutlich in der Chromosomenstruktur, die hier nicht nur genetisch, sondern mit Hilfe der Riesenchromosomen in den Speichelbrüsenzellen auch unmittelbar morphologisch nachzuweisen ist. In allen diesen Fällen hat man feststellen können, daß Chromosomenabschnitte mit gleichartigem (homologem) Geninhalt bei den einzelnen Arten auf verschiedene Chromosomen verteilt waren. Mit anderen Worten: ein Chromosom der einen Art ist mit Teilen von zwei, drei oder auch mehr Chromosomen der anderen Art homolog. Bei *Datura*-Arten konnte diese Analyse von Blafeslee und seinen Mitarbeitern besonders weit getrieben werden. Es war hier möglich, nachzuweisen, daß sämtliche untersuchte Arten die gleichen Chromosomenenden befaßen, sie unterschieden sich aber in der Verteilung der Endstücke auf die einzelnen Chromosomen. Dieser Befund läßt darauf schließen, daß Chromosomenmutationen, insbesondere Translokationen bei der Entstehung der Steckapfelarten eine entscheidende Rolle gespielt haben. — Ähnlich konnte von J. Clausen gezeigt werden, daß auch verschiedene Arten der Gattung *Polemonium* (Himmelsleiter) gleichartige Chromosomenenden haben, daß diese aber bei den verschiedenen Arten verschieden kombiniert sind. Auch hier haben also Chromosomenmutationen eine entscheidende Rolle bei der Artentstehung gespielt.

Translokationen können nicht nur zwischen verschiedenen Chromosomen des gleichen Genoms, also zwischen nicht-homologen Chromosomen, die der gleichen Art angehören, vor sich gehen, sondern auch zwischen Chromosomen verschiedener Arten. Solche Translokationen gehen offenbar leichter vor sich, wenn die betreffenden Chromosomen zum Teil homolog sind. Bei Kreuzungen zwischen verschiedenen *Crepis* (Pippau-) Arten konnten von verschiedenen Forschern in der Nachkommenschaft strukturelle Veränderungen an den Chromosomen beobachtet werden, die nur durch Austausch von Segmenten von Chromosomen der Elternarten gedeutet werden konnten. Auf diese Weise kann durch Artkreuzung eine außerordentlich große Menge neuer erblicher Typen entstehen, die sich sowohl in ihrem Gengehalt wie in der Chromosomenstruktur von den Elternarten unterscheiden und die infolge dieser strukturellen Verschiedenheit genetisch weitgehend von den Ausgangsarten getrennt sein können. (Fortsetzung im nächsten Heft.)

Hans F. Zech:

## Die Flamen in Frankreich

Wenn wir von Flandern sprechen, denken wir meist nur an Belgisch-Flandern und vergessen, daß mitten durch flämisches Land die belgisch-französische Grenze läuft und den Westzipfel Flanderns abschneidet. Wie der Kampf der Flamen Belgiens ist auch der Kampf der Flamen Frankreichs nur ein Ausschnitt aus dem Ringen germanischen Volkstums im deutsch-französischen Grenzraum.

Im Zuge der Völkerwanderung war das ganze spätere Nordfrankreich geschlossen besiedelt germanischer Volkstoben geworden. Orleans am großen Loirefließe bezeichnete den Ort, von dem nach Norden und Osten hin alles Land germanisch geworden war. Als um 800 in der Nähe de France, also um das heutige Paris, der Kern der französischen Nation sich ausgeformt hatte, war zugleich ein Kraftzentrum entstanden, von dem ausgehend Stück um Stück das spätere Frankreich zum Anschluß gezwungen wurde. Diese Kämpfe bedeuteten negative Auslese besten Blutes. In den ein halbes Jahrtausend dauernden Kämpfen, an deren Ende die französische Nation stand, ist viel Nordisches Erbgut verbraucht worden. Der 100-jährige Krieg mit England, die Religionskämpfe (Bartholomäusnacht!), die Abwanderung von rund 300 000 Huguenotten und die „Große Revolution“ sind weitere Abschnitte der Geschichte, die alle für den französischen Volkskörper Nordfrankreichs eine negative Auslese Nordisches Blutes bedeutet haben. Aus dem nordfranzösischen Volkskörper, der im hohen Mittelalter mit dem deutschen an rassistischer Kraft weitesther Formte, ist am Ende ein Volkskörper geworden, der sein Nordisches Erbgut zum größten Teil eingebüßt hat.

Gand in Flandern mit der rassistischen Umsichtung ging ein Kulturansehl, Fühlen und Denken, Wollen und Handeln wurden mehr und mehr aus anderen Quellen gespeist. Wo ein Nordisch geprägter Lebensstil (Gott!) geberricht hatte, machte sich Ostische Länge breit. An die Stelle heroischen Einsatzes im hohen Mittelalter (Kreuzzüge!) trat jene Lebensangst, die sich als „Sorge nach Sicherheit“ äußerte. Kunst und Sprache erlärten, Futz: immer deutlicher wurde die Auswirkung der rassistischen Umsichtung. Je deutlicher diese Umsichtung in ihren Wirkungen sichtbar wurde, desto größer wurde der Abstand zwischen dem nordfranzösischen Volkskörper, der diese Wandlung durchmachte und dem flämischen Volkskörper, der die rassistische Umsichtung nicht mitmachte und darum sein Eigenleben weitgehend bewahrte.

Als die Enkel Karls des Großen im Jahre 843 das fränkische Reich zu Verbund teilten, war es ein misstrauisches Aushandeln. Jeder wollte sich möglichst viel und möglichst reiches Gebiet sichern. Bei solcher Teilung ohne Rücksicht auf natürliche Zusammengehörigkeit wurde Flandern bis an die Schelde dem fränkischen Westreich gegeben, aus dem später Frankreich wurde. Der Rest fiel an das Mittelreich und später, nach dessen Aufteilung, an das Ostreich, aus dem Deutschland erwuchs. In Flandern ging die neue Grenze also mitten durch eine einheitliche Landschaft und mitten durch dieselbe Bevölkerung hindurch. Daß diese Grenzziehung wibernatürlich war, empfanden die Zeitgenossen nicht, denn damals standen flämischer und nordfranzösischer Volkskörper sich noch sehr nahe. Weil aber beide Volkskörper sich ganz verschieden entwickelten, ist durch die damalige Grenzziehung eine Entwicklungsreihe gelegt worden, deren Wirkungen in unsern Tagen noch nicht abgeriffen ist.

Karl der Kahle, König im westfränkischen Reich, gab den ihm zugefallenen Teil des Küstenraumes seinem Schwiegerohn Balduin dem Eisernen, der im Jahre 878 die Grafschaft Flandern gründete. Diese Grafschaft umfaßte nur das sogenannte „Kronland“, also das Gebiet zwischen Schelde—Somme—Nordsee. Erst 1050 wurden die Grafen von Flandern auch mit Seeland, dem Lande der 4 Ambachten, Maalst und Gemdegau, dem sog. „Reichsflandern“ belehnt und waren damit zugleich Lehnsleute des französischen wie des deutschen Königs.

Im Jahre 885 hatte Graf Balduin nach dem Meere, mitten im flämischen Sumpflande zum Schutz gegen Überfälle der Wikingier eine feste Burg erbaut. Im Schutze dieser Burg entstand eine städtische Siedlung, die schnell aufblühte. Brügge hieß diese Gründung und wurde die glänzendste unter den so glanzvollen Städten Flanderns.

Als Graf Balduin nach Flandern kam, war es an der Küste noch sehr still. Um so lebhafter ging es im binnenländischen Flandern östlich von Boonen (Boulogne) und Kales (Calais) zu, wo Abel und hohe Geißlichkeit sich heftig befiedeten. Die Bauern hatten um diese Zeit angefangen, die altüberlieferten einzelnen Wohnhögel an der Meerküste miteinander zu verbinden. Aus solchen Verbindungen entstanden die ersten Deiche. Um die Jahrtausendwende war der offensive Kampf gegen das Meer in vollem Gange. Der germanische Bauer an der Küste wich nicht vor dem Meere, sondern türmte auf der ganzen Front einen Erdwall hunderte Kilometer lang und 6—8 m hoch. Von Kales (Calais) bis zur Scheldemündung wurde Deich um Deich gebaut. Stück um Stück Land wurde vor Wasserflut geschützt. Ja, es wurde dem Meere sogar neuer Siedlungsboden abgerungen. Um 1200 war im Mündungsgebiet der Aa, von St. Omaars (St. Omer) im festen Binnenlande bis zu den Dünen, wo heute die Häfen Dünkirchen und Gravelingen liegen, alles Land enguldet dem Meere abgerungen. Aus Sumpf und Watt hatte germanisch-flämischer Bauernentum blühendes Ackerland geschaffen.

Diese großartige Kulturarbeit von Bauern und Städtern, die damals noch nicht so schroff geschieden waren wie heute, gemeinsam geleistet, wertete das Bewußtsein des eignen Wertes und lockerte das Abhängigkeitsgefühl von Abel und hoher Geißlichkeit. In Alreede (Araas), Bammereich (Cambrai), Doornik (Tournay) und St. Omaars (St. Omer) wagten die Städter um 1050 sich den obligen und geistlichen Stadtberren entgegenzustellen. Noch in derselben Generation folgten Rijsel (Lille), Douai, Brügge, Gent und Ypern ihrem Beispiele. Die germanisch-fühlernden Bauern und Städter hatten sich von der damals schon weitgehend verwelkenden Oberschicht des Adels und der Geißlichkeit frei gemacht, um in eigenwilliger Freiheit den eignen Lebensstil leben zu können.

Flanderns Grafen, zwischen den beiden Küstenzentren im Osten und Westen lebend, aber so gut wie absolut souverän, brachten ihr Land zu höchster Blüte. Um diese Zeit, da Flanderns Städte sich zu Weltgeltung erhoben, da Lübeck gegründet wurde und die Hanse entstand, war der ganze Küstenraum der süßlichen Nordsee ein rein germanisch besiedeltes und diesigen, d. h. niederdeutschen Dialekt sprechendes Gebiet. Erst südwestlich davon lag die Sprachgrenze. Otto von Freising (1111—1158), der Geschichtsschreiber Kaiser Friedrich Barbarossa berichtet, daß erst bei Boonen (Boulogne) verschiedene Sprachen zusammen-

stießen. Mit dem Lande nördlich und östlich von Boonen hatte Frankreich also nichts zu tun. Aber Frankreich löste sich bei seinen imperialen Ansprüchen keineswegs an natürlichen Tatsachen. Kurz nach 1200 trat es seinen Vormarsch gegen Flandern an. Es ist bezeichnend, daß es zur Erreichung seines Zieles sich in innerdeutsche Wirren einmischte.

Im Thronstreit zwischen Welfen und Staufeern hatte sich der Graf von Flandern auf die welfische Seite, der König von Frankreich auf die Seite der Staufer geschlagen. Die verbündeten Staufer-Franzosen siegten bei Bouvines (1214) und König Philipp II. August von Frankreich nutzte die Gunst der Stunde und riß Artoisien (Artois), also das Glacis Flanderns, an sich.

Der Franzose steckte seine Ziele aber weiter. Er strebte nach dem Besitze Flanderns. Unter dem Geschlechte Balduins spielte Frankreich in Flandern keine Rolle. Unter den folgenden Grafengeschlechtern hatte sich nichts geändert. Erst das verhängnisvolle Jahr 1214 brachte die Franzosen ihrem Ziele einen Schritt näher. Als gar mit dem Ende der Staufer das Erste Reich immer schwächer wurde und Flandern nicht mehr genug Rückdeckung bieten konnte, gewann Frankreich freie Bahn, aber Flandern nahm den Kampf auf.

Träger des Kampfes gegen Frankreich waren Bauern wie Städte. In welchem Geist die Flamen ihren Kampf führten, zeigt eine kleine, aber bezeichnende Episode aus der Schlacht der Süldenen Sporen. Als das stolze zur Eroberung Flandern ausgesandte Ritterheer Königs Philipps von Frankreich auf dem Groeningerfeld bei Kortrijk am 11. Juli 1302 von den nur mit Spieß, Hellebarden und Morgensternen bewaffneten flämischen Bauern und Handwebern unter Führung des Brügger Webers Pieter de Boninck und des Fleischer Jan Bruegel besiegte war, wollte der Graf von Artois, der Feldherr des französischen Königs, sich ergeben. Als er in französisch um sein Leben bat, riefen ihm die Flamen auf flämisch zu: „Hier ist kein Edelmann, der dich verstehen kann“ und erschlugen ihn. So freibewußt, so treugig und so stolz auf ihre Art waren die Flamen, so groß war damals schon der Abstand zwischen dem verwelkenden nordfranzösischen Volkskörper und dem germanischen Slamentum.

Aber Frankreich kam wieder. Seine Übergriffe rißen nicht ab, bis es gelungen war, sich in Flandern festzusetzen. Da brach 1323 zwischen Scheldemündung und Aa ein so blutiger Bauernaufstand los, daß kein Franzose, kaum ein französisch sprechender „Liliaceer“ des verwelkenden Adels und Großbürgertums am Leben blieb. Nach der Stadt Brügge, wo der Aufstand zuerst losbrach, und dem Zeitpunkt, zudem er losbrach, heißt der Aufstand „Brügger Metze“. Dieser Aufstand eines gegemüthigen Volkes war noch furchtbarer, als die furchtbare „Sizilianische Vesper“. Fünf Jahre dauerte die flämische Volkskriegerzeit, aber bei Kassel (bart an der heutigen belgisch-französischen Grenze) erlagen 1328 die flämischen Bauern einem französischen Ritterheer. Flandern mußte damals den westlichen Zipfel seines Landes hergeben.

Das Zwischenspiel des burgundischen Königreichs brachte die germanisch besiedelte Kanalküste in burgundische Hand. Als 1477 Karl der Kühne von Burgund gefallen war, erbte seine Tochter Maria seine Länder. Als Gatte Marias wurde der deutsche Kaiser Maximilian der neue Herr. Aber der französisch König machte ihm das Erbe freitig. Damals ist es Frankreich gelungen, das Land um Boonen (Boulogne) an sich zu reißen. Aber damit war sein Vormarsch vorerst zum Stehen gebracht. Der westliche Zipfel des Küstenraumes an der südlichen Nordsee samt dem schüßenden Glacis im Hinterlande war ums Jahr 1500 in der Hand der Habsburger, die als Träger der deutschen

Kaiserkrone Macht genug hatten, allen Gelüsten Frankreichs auf germanisch besiedeltem Lebensraum Widerstand entgegenzusetzen. Wenn Frankreich trotzdem weiteres Gebiet rauben konnte, so, weil die Politik der Habsburger auf Hausmachtinteressen, nicht aber auf völkische Ziele abgestellt war.

1554 teilte Karl V., der Enkel Maximilians, das habsburgische Weltreich und gab die Niederen Lande der spanischen Linie seines Hauses. Wieder nutzte Frankreich ein Wechsel politischer Verhältnisse in einem ihm nicht gebührenden Gebiete, riß im Jahr 1558 Kales (Calais) an sich und bezog so weitere Stellungen im äußersten Westzipfel des fländerischen Küstenraumes. Planmäßig hat es Stück um Stück des Hinterlandes und selbst des Küstenraumes in seine Gewalt zu bringen versucht. Aber erst 1678 fiel ihm als Ergebnis der Raubpolitik Ludwigs XIV. Westflandern bis an die heutige französisch-belgische Grenze zu. Damit war nicht nur das Hinterland des so einseitig geschlossenen Küstenraumes an der südlichen Nordsee französisches Staatsgebiet geworden, sondern im Küstenraum selbst machte der Franzose sich als Herr breit.

Wie kräftig niederdeutsches (diesches) Wesen und selbst diesche Sprache in den von Frankreich weggerafften Gebieten lebte und wirkte, mögen einige bezeichnende Hinweise belegen. Der Rat von St. Omaar bestimmte noch im Jahre 1500, daß alle Verordnungen aus der aufgegebenen französischen Amtssprache ins Diesische zu übertragen seien. Ein Beweis, daß Diesisch um diese Zeit noch die Umgangssprache des Volkes war. Bis 1593 sind die zweisprachigen Urteile des Rates von St. Omaar bezeugt. Ludwig XIV. mußte noch 1678 einen Erlass für das Land von Breedenarde bei Kales (Calais) in Diesisch abfassen lassen, um sich überhaupt verständlich machen zu können. Erst 1890 sind die letzten diesisch sprechenden Leute in Artoisien (Artois) gestorben. Fast 700 Jahre hat es gedauert, bis das germanische Volk Artoisiens seine diesche Sprache endgültig verlor. Trotzdem kann Artoisien den germanischen Ursprung seines Volkstums nicht verleugnen. Blutmäßig ist es heute noch stark Nordisch durchsiegt. Kulturall haben sich unverkennbar Nordische Züge erhalten.

Die vollkhe Eigenart des westlichen Flandern war so kräftig, daß das ancien régime ihm weitgehende Freiheit lassen mußte. Flandern war eine „Province réputée étrangère (eine Provinz, die als fremdvölkische anzusehen ist). Die Sonderstellung Flanderns änderte sich erst mit dem Siege der sog. „Großen Revolution“. Durch Beschluß des Nationalkonvents vom 13. Oktober 1793 wurde der Gebrauch der flämischen Sprache verboten und heftige Gewalttat auch noch als Einführung der „langue de la liberté“ ausgesaunt. Napoleon I. verhängte die Sprachbestimmungen und debnte das Verbot der flämischen Sprache auf Zeitungen, Straßennamen, Testamente, Rechnungen usw. aus.

Mit einem Male waren die Flamen keine Flamen mehr, sondern „des français comme les autres“ (= Franzosen wie alle anderen auch). Kein Name, kein Feit, keine Berufschaft, kein Vereen durfte einen flämischen Namen tragen. Die Heimat hieß nicht mehr Flandern, sondern „Département du Nord“. Die Schulen wurden wüßig. Jeder sprachliche Zusammenhang mit den Blatbrüdern und Verwandten jenseits der Grenze wurde unterdrückt. Aber gerade diese brutale Unterdrückung weckte Widerstandskräfte. In französisch-Flandern erwachte ein starker Wille zu volklichem Eigenleben. 1804 kamen zum ersten Male seit 1789 die altüberlieferten Reberzierskamen (= Meisterfingerbuden, eine Art Berechtiamts- und Dichtervereine) in Noesbrugge und Sint Winkesbergen (= Bergues-Saint Wincoc) zusammen.

Diese Heimbürgerlichen Reberziers sind bedeutungsvoll,

weil durch sie das Volk Fühlung mit dem Geistesstrom der Zeit hielt. So hat z. B. Robijn den Schlussmonolog Werthers für die Niederländer bearbeitet und so die Kunde von Goethes Wirken zu den Handwebern, Bauern und Geschäftsleuten Westflandern gebracht. 1838 trug van Rechem, ein flämischer Anstreicher aus dem französisch gewordenen Hazebrouf, ein flammendes Gedicht vor und warb in ihm für Achtung vor der flämischen Muttersprache.

Gleichzeitig regten sich in der Oberhälfte Anzeichen begrenzender Rückbesinnung auf völlige Eigenwerte. Um 1850 nahm die flämische Bewegung in französisch-Flandern im „Comité flamand de France“ feste Form an. Während aber die Niederländer flämisch sprachen, bedienten sich die Comité-Mitglieder der französischen Sprache. Und doch hat auch das Comité seine großen Verdienste. Rechtsanwalt De Baeker erreichte nach vielen Fehlschlägen sogar, daß er an der Pariser Sorbonne über die niederländische Dichtung Vorlesungen halten durfte.

Wie die Flamen französisch-Flandern nicht erst seit gestern oder vorgestern, sondern schon seit Generationen denken, zeigt ein Maueranschlag von 1888, in dem es heißt:

Wir sind Flamen und keine Franzosen. Wir haben kein anderes Vaterland als Flandern. Frankreich ist nicht unser Vaterland, sondern eine Saugpumpe, die seit 200 Jahren unsern Schweiß nach Paris saugt. Es lebe das Vaterland.

Im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts erstand dem Flamentum auf französischem Boden in dem Priesterdichter Guido Gezelle ein warmherziger Freund. Zwar stammt Gezelle aus Belgisch-Flandern und hat dort sein Leben lang gewirkt. Seine Betätigung im national-flämischen Sinne machte ihn bei der vorgeleiteten Kirchenbehörde so mißlieblich, daß er in ein Dorf an der französischen Grenze strafversetzt wurde. Im Antritt ist er als einfacher Kaplan 1899 schon gestorben. Weil er aber seinen Blutbrüder jenseits der Grenze so nahe war und weil er ihre Vort sub, hat er zu ihnen genau so kraftvoll gesprochen wie zu den Flamen Belgiens. Der Priesterdichter Cyriel Verschuerbe hat Gezelles Wirken bis auf diesen Tag fortgeführt.

Wie Gezelle dachte und wie er sein Volk denken lehrte, zeigt folgendes schon im vorigen Jahrhundert, also lange vor dem Weltkriege, entlassenes Gedicht:

#### Das dietsche Volk.

Wann, sagt, o wann soll's hier in Flandern,  
Wie's früher ging, von neuem gehn?  
Sollt hier das Rechte nie dem andern?  
Soll immer falsch der Weiser sehn?  
Gord, hoch, wie Dich und Düne dröbnet:  
Die Keels sind wieder auf dem Plan.  
Sinnweg, die ihr mein Volk verböbnet;  
Das junge Volk ist frei fortan!

Zu lang sind Alt und Jung die Bunde  
Gewohnt der fremden Rede hier,  
Und Volkes Lied, von Volkes Munde  
Gesungen, gilt als Schande schier.  
Ihr sollt's uns künftig anders deuten:  
Die Keels sind wieder auf dem Plan.  
Das freie Land paßt freien Leuten;  
Und's junge Volk ist frei fortan!

Wohlan, wer wirft dem Strom die Zügel,  
Der brechen will aus Bucht und Band?  
Wer kürzt des Volkes freie Flügel,  
Wer zähmt das junge Fländernland?  
Mag uns der falsche Süd bekämpfen:  
Die Keels sind wieder auf dem Plan.  
Kein Zwang wird ihre Köpfe dämpfen;  
Das dietsche Volk ist frei fortan!

Kurz vor dem Weltkrieg hat ein anderer berühmt gewordener Flamen sich seiner Blutbrüder in französisch-Flandern angenommen: Dr. August Borna. 1912 hatte er in Antwerpen den Verein „Pro Westlandia“ gegründet, mit dem er Sprachkurse und Vortragreisen nach französisch-Flandern durchführte, also eine den Zielen unseres VVA ähnliche Aufgabe zu erfüllen suchte. Es ist bezeichnend, daß schon 1913 der französische Gesandte in Haag bei der holländischen Regierung Protest einlegte, weil auch Holländer die Kulturarbeit des Vereins „Pro Westlandia“ finanziell unterstützt hätten.

Bei Ausbruch des Weltkrieges brachen alle hoffnungsvollen Ansätze einer gesamtflämischen Kulturarbeit zusammen. Die Verfeinerung der Flamen Belgiens wirkte sich auch in französisch-Flandern aus. Trotzdem wagte schon im Juli 1919 der Dänkerdegen Vandenberghe eine kleine Monatschrift („Le beffroi de Flandre“) in französischer Sprache herauszugeben, um so auf die Eigenständigkeit der Flamen hinzuwirken. 1920 gründete Piarre Lecroart in Armentières als erstes flämisch geschriebenes Blatt Frankreichs die Wochenzeitung „De vlaamische stemme“, die zwar Einklus gewann, aber 1926 wegen finanziellen Schwierigkeiten ihre Erscheinung einstellen mußte. Gesinnungsmäßige nationalflämische, aber in französischer Sprache geschriebene, Lokalblätter waren weiter das „Journal de Bergues“ und der Hazebrouf erscheinende „Le cri de Flandre“ des Piarres Lemit, der mehrfach in der Pariser Kammer zugunsten flämischer Schulsprache aufgetreten ist.

Das Erwachen des flämischen Selbstbewusstseins trotz Krieg und Unterdrückung ist der zentralistischsten Regierung in Paris so wenig genehm gewesen, daß sie seit 1926 über 30000 flämische Bauernkolonisten umschickte. Die Aktion wurde damit begründet, es handle sich um Maßnahmen zum Wiederaufbau des zerstörten Nordfrankreichs. Die flämischen Kolonisten wurden aber in der Gegend von Rouen angesiedelt, also an der unteren Seine und damit in Zonen, die vom Kampfe überhaupt nicht berührt waren. Es ist nun bezeichnend, daß diese Bauern ein Genossenschaftswesen aufgebaut haben, das in englischer Verbindung mit dem belgischen „Berenbund“ stand und daß in Rouen eine eigene Zeitung in flämischer Sprache herauskam. In Paris wurde für sie und alle Flamen Frankreichs ein Hilfsfeste („Werf der Vlamingen in Vranfrank“) geschaffen. Ein Zeichen zumindest für das Gemeinschaftsbewußtsein der Flamen Frankreichs und den Willen, sich zu helfen ohne Rücksicht auf den in Paris als alleinigmächtig empfundenen Zentralismus.

Kurz nach 1920 bildeten sich an zahlreichen Orten flanderns flämische Sprachzirkel, die sich zur „Union des cercles flamands“ zusammenschlossen und sich 1927 den Namen „Vlaamisch Verbond von Vranfrank“ gaben. Dieser Verband verfolgte die Dentsche „Vaterland und Muttersprache“ und drückte es so aus: „... faire une plus belle Flandre pour une plus belle France“. Dieser Bund vertrat also nur Kulturziele, keine politischen Ziele.

Als 1927 in Hazebrouf der 4. flämische Kongress zusammentrat, war die Stimmung sehr hoffnungsvoll. Damals fielen die Worte: „Sicher ist, daß die Zeit für uns arbeitet“ und es wurde sogar die Hoffnung ausgesprochen, daß aus der in Fellen arbeitenden Kulturbewegung in 2-3 Jahren eine Massenbewegung werden würde.

Diese Hoffnung hat sich erfüllt. Heute gibt es überall in französisch-Flandern flämische Vereine, Organisationen und Zeitschriften. Selbst auf den verwörschten Landesteil hat das vollste Erwachen übergewogen. In Riffel (Lille) werden heute Predigten wieder in Ditsch gehalten. Riffel nennt sich sogar in französischem Sprachgebrauch stolz „Lille en Flandre“. In Lille erscheint seit 1921 als flämisch-regionalistische Zeitung der „Mercure in France“



und seit 1926 gibt es in Rijssel als Trägerin des gemein-germanischen Lebensgefühls eine „Ligue des Droits du Nord“.

Wie stark und wie selbstbewußt das völkische Wiedererwachen in französisch-Fländern ist, zeigen Eingaben an die Pariser Regierung, in denen Wiedereinführung der dietschen Sprache im Unterricht der Volksschulen gefordert wird; so die Eingabe des Gemeinderates von Warhem vom 23. Juli 1937. Auf dem 14. flämischen Kongress (Dünkirchen, August 1937) wurde ausdrücklich und offiziell der Wunsch ausgesprochen, dem Beispiel von Warhem möchten recht viele flämische Gemeinden folgen. Für diese gemeinsame Aktion wurde sogar ein genauer Wortlaut der Eingaben festgelegt, der folgendermaßen lautete:

Der Gemeinderat von .....  
zusammgetreten unter dem Vorsitz von .....

1. Weil neben der Kenntnis des französischen als Nationalsprache der Gebrauch des flämischen als Muttersprache der vertretenen Bevölkerung in moralischer, intellektueller und wirtschaftlicher Hinsicht von allergrößer Bedeutung ist;
2. weil die Kenntnis und das Studium der Eigensprache für jede Menschengruppe eine Pflicht und ein Recht ist und weiter weil es sich um eine Sprache handelt, die untrennbar mit den ehrwürdigsten Überlieferungen der Geschichte frankreichs verbunden ist, das von den Franken, den unmittelbaren Vorfahren der Flamen, gegründet wurde;
3. weil das flämische (oder niederländische) in seiner Hochform in drei hochentwickelten Ländern Belgien, Holland, dem Dominion von Südafrika und deren Kolonien die amtliche Sprache ist, daß es ferner von mehr als 15 Millionen Europäern gesprochen wird, die unsere unmittelbaren Nachbarn sind und mit denen frankreich und im besonderen das Département du Nord dauerhafte und rege Beziehungen unterhält;
4. weil es an den meisten großen Universitäten der Welt bis nach Japan hin amtlich gelehrt wird;
5. weil jene Kenntnis das Studium des Englischen und Deutschen unvergleichlich erleichtert, wie die große Anzahl aus französisch-Fländern stammenden Sprachkundler bezeugt;
6. weil die arabische Sprache in den französischen Départements Algeriens und das Deutsche in den französischen Départements des Elsaß gelehrt wird und weil die Commission de l'Enseignement de la Chambre des Députés einstimmig am 30. Juni 1937 beschloß, die Regierung aufzufordern, den Unterricht im Bretonischen an den Schulen der Bretagne einzuführen und weil die gleiche Behandlung aller Staatsbürger eine der Grundfesten des Staates ist;
7. weil die Muttersprache, deren Kenntnis die Erlernung der französischen Sprache in keiner Weise hindert, die Kinder zu Vergleichen führt, die deren Entwicklung außerordentlich fördern;

8. weil die derzeit herrschende Richtung im Unterricht — besonders die „méthode directe“, die oft genug durch Sachverständige verurteilt wurde — allen Grundfragen eines verständigen Unterrichtes und einer gefunden Erziehung widerspricht;
9. weil eine Kultur erst dann einen wahren menschlichen Wert für ein Volk hat, wenn sie die Überlieferung der Heimat und die Ausdrucksmöglichkeit der Volksseele zur Grundlage hat;
10. weil die kürzlich erfolgte Verlängerung der Schulzeit neue Möglichkeiten bietet und nicht zuläßt, daß weiterhin die Überlastung des Unterrichtsplanes als Einwand gegen die Forderung nach Einführung der lebenden Volkssprachen in den Grundschulunterricht angeführt werden kann,

stellt der Antrag:

1. daß die flämische Sprache zusammen mit der französischen an den Volksschulen französisch-Flanderns unterrichtet werde;
2. daß diese Sprache im mittleren und höheren Unterricht als wahrfreie zweite Sprache bei der Erlangung von Titeln und Diplomen freigestellt werde.

Frankreich hat den Wünschen des dietsprechenden flämischen Volkes selbstverständlich nicht Rechnung getragen. Als Erbe des frankreich der Revolution von 1789 kannte frankreich nur Staatsbürger, mögen sie weiß oder farbig sein. Für diese Staatsbürger gilt die uniforme Gleichheit der französischen Zivilisationsidee. Ja, man lebte in frankreich die berechtigten Wünsche der Flamen nicht nur ab, man betrachtet die Flamen sogar mit unerböhtenem Mißtrauen. Dr. Martial vom französischen Einwanderungsdienst schämte sich nicht, zu erklären, daß Negere und Araber erwünschter seien als Flamen, die „allzu sehr mit ihrer geschichtlichen Vergangenheit belastet“ seien.

Während das amtliche frankreich das völkische Erwachen der Flamen mit Mißtrauen beobachtete, half das flämische Volk sich selbst so gut es konnte und hatte dabei Erfolg. Seit November 1926 wurde die dietsche Sprache an der privaten katholischen Hochschule in Rijssel (Lille) unterrichtet. Ebenso wurden im theologischen Seminar in Rijssel und im philosophischen Seminar in Mergheim dietsche Lehrgänge eingerichtet. Sogar die Wirtschaft, die wahrhaftig nur von Nützlichkeits sich leiten läßt, hing an, sich auf neue Verhältnisse umzustellen. So hatte die Industrie- und Handelschule von Tourcoing (Tourcoing) Dietsch in ihren Lehrplan aufgenommen.

Der völlige Wiederbruch frankreichs und seines Bundesgenossen Belgiens hat in beiden Staaten die alten flamenfeindlichen Regierungsgewalten weggefegt und den Weg zu einer Neuordnung freigemacht.

Anschrift des Verf.: Köln-Marienbuurg, Goltsteinstr. 209.

Renate Adolph:

## Die französischen Kathedralen — Schöpfungen aus Nordischem Geist

Als im Frühjahr 1940 die große Offensive im Westen begann, wurden Namen genannt, die nicht nur Erinnerungen an den letzten Krieg in uns wachriefen, sondern auch in einer andern Beziehung einen vertrauten Klang für uns besitzenden, sind sie doch unlösbar verbunden mit den größten Kunstwerken Frankreichs: den Kathedralen. Reims, Soissons, Amiens, Rouen, Chartres: es sind nur wenige der Bauten, die die stolze Reihe der nationalen Denkmäler Frankreichs darstellen.

Wieder, wie im Weltkrieg, waren die Deutschen ehelich und selbstverständlich bemüht, diese mächtigen Zeugen einer großen Vergangenheit vor der Zerstörung zu bewahren. Das eindeutige Beispiel dieser Gesinnung spielte sich in Amiens ab, wo die umliegenden Häuser bereits brannten und die Kathedrale nur durch den umsichtigen Einsatz deutscher Soldaten gerettet wurde. Heute ragt sie unbeschädigt aus den Trümmern der Stadt empor.

Bei uns Deutschen entspringt dieses Bemühen nicht nur der Achtung vor den großen Denkmälern eines fremden Volkes, sondern es ist zugleich das Gefühl, daß in der Vergangenheit eine gleich große Schaffenskraft beide Völker in europäischen Räume verband; es ist ein Verantwortungsgesühl gegenüber der Geschichte, das sich der Gemeinsamkeit der Kulturen bewußt ist, die im Mittelalter zwischen dem deutschen Westen und Nordfrankreich be-

standen hat. Bauten wie die Kathedrale von St. Denis und das Straßburger Münster, die Kathedrale von Soissons und die Elisabethkirche in Marburg, die Kathedrale von Amiens und der Kölner Dom stehen in einem tiefen Zusammenhang.

Über die kulturelle Zusammengehörigkeit geht weit über die Grenzen der bildenden Kunst hinaus. Trotz des ausgeprägt nationalen Charakters sowohl des deutschen als auch des französischen Seldenepos sind Übereinstimmungen auch in der damaligen Dichtkunst deutlich spürbar.

Ebenso lassen sich auf den Gebieten der Rechts- und Sprachgeschichte Vergleichsmöglichkeiten finden. Alle diese Tatsachen sind somit Anzeichen für eine ursprünglich nahe Gemeinschaft zwischen Deutschland und Frankreich, wie sie der Volkstamm der Franken hergestellt hatte, dessen östliche und westliche Gruppen in Karolingerreich zusammengeschlossen waren. Auch nach der staatlichen Trennung bestand im Norden Europas ein Kulturzentrum, das einerseits Gebiete von Nordfrankreich und andererseits das Rheingebiet umfaßte<sup>1)</sup>.

Die großen, gotischen Kathedralen Frankreichs wurden hauptsächlich im 12. und 13. Jahrhundert errichtet. Ihr Entstehen war ein Ausdruck dessen, was sich damals im Westreich vollzog: politische und geistige Vereinheitlichung. Ludwig VII., der von 1137—1180 in Frankreich regierte und der mit dem deutschen König Konrad III. gemeinsam den zweiten Kreuzzug unternahm, begann bereits damit, seine Macht als König zu festigen.

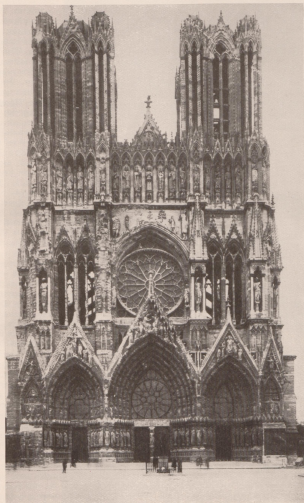


Abb. 1. Die Kathedrale von Reims. Westfassade

<sup>1)</sup> Vgl. namentlich die neuesten Forschungen von S. Steinbach (Abein. Vierteljahrsblätter).



Abb. 2. Kathedrale von Amiens. Blick ins Langhaus

indem er die inneren Widerstände durch die Vasallen und die Städte zu beseitigen versuchte. Während seiner Regierungszeit aber gelang es auch den Engländern, weite Teile des Landes unter ihre Herrschaft zu bringen. Die schöne Eleonora von Aquitanien, Erbprinzeßin Frankreichs, welche nach ihrer Scheidung von Ludwig VII. die Gemahlin Heinrichs II. von England wurde, begünstigte so weit wie möglich die Ausdehnung der englischen Macht auf dem Kontinent.

Jedoch schon der Sohn Ludwigs, Philipp August II., erkannte die darin liegende Gefahr, und so vertreibt er die Engländer aus Frankreich und setzt die Bestrebungen fort, die sein Vater begonnen hatte. Seiner Tatkraft gelang es, die Vasallenstaaten dem Königreich fester zu verbinden und die einzelnen Schichten des Volkes durch etwas Neues, Gemeinsames in Reich zusammenzuschließen. Der Einfluß des Königs dehnte sich bis in die südfranzösischen Gebiete aus, und in dieser Zeit vollzog sich die Entwicklung zu jenem einheitlich organisierten französischen Reich, das im Könighaus seinen Herrscher fand.

Die Kultur dieser Zeit spricht sich am großartigsten in ihren Baudenkmalern aus. Bis hier waren die Mönche und

Abteien die Träger einer regen Bautätigkeit gewesen, und ihre Bauten hatten die der Städte bei weitem überflügelt. Auch hier vollzog sich eine Wandlung: die Bedeutung der Mönche und Abteien ging zurück, die Städte übernahmen nun die Führung, sie wurden somit die Bauberrn, deren Ehrgeiz den Unternehmungen einen neuen Auftrieb gab. In schneller Folge wurden die Grundsteine zu den gewaltigen gotischen Kathedralen gelegt, oftmals über den Fundamenten älterer, romanischer Kirchen. Die Ausführung übergab man den Bauhütten, jenen Werkstattegemeinschaften des Mittelalters, die im 13. Jahrhundert größte Bedeutung erlangen sollten. In ihnen schlossen sich die Steinmeyer zusammen — nicht mehr Mönche, sondern Laien. Hier fanden sich Architekten und Bildhauer und gewähltesten durch ihr gemeinsames Schaffen an dem einen Werk der Kathedrale den harmonischen Zusammenklang.

Stellvertretend die gotische Kathedrale in den Himmel, ein Streben, ein vom Boden Emporflammen beherrscht den Bau. Die vertikale Linie findet hier ihren gesteigerten Ausdruck, die ausschließlich in die Höhe gerichtete Haltung wird noch durch die Wandlung vom romanischen Rundbogen zum gotischen Spitzbogen unterföhrt. Ungehindert durch horizontale Verstärkungen soll der Blick zu den Türmen hinaufgeleitet werden — doch auch hier soll er nicht verweilen; denn auch noch die Türme weisen weit über sich hinaus. Im gotischen Baugesühl wird die ehemals breit gelagerte, in sich ruhende und lastende Masse des Baukörpers ihrer Schwere beraubt. Hier ist die Wand nicht mehr Stütze und Träger, sie wird vielmehr weitgehend durchbrochen. Da der Spitzbogen jetzt einen geringeren Seitenschub ausübt, kann sie aufgelöst und ihre Aufgabe auf das reich ausgebildete innere und äußere Strebenwerk übertragen werden.

Mit diesem Wandel beginnt die große Zeit der monumental-dekorativen Glasmalerei; denn nun können die Fenster ungehindert in Höhen und Breiten ausgebeugt werden und oft sogar die ganze Fläche zwischen einzelnen Stützen einnehmen. Die Fenster stellen eine lebendige Verbindung von Außen und Innen her.

Auch der Innenraum wird von einem einheitlichen Gedanken getragen. Es gilt hier der Grundsatz, die einzelnen Teile des Raumes mit einander organisch zu verbinden, und so beherrscht eine fortlaufende Bewegung von Westen durch das Langhaus nach Osten den Raum, die im Chor, dem eigentlichen Mittelpunkt der christlichen Kirche, ihren Abschluß findet. Auch der Chor wird durch die umlaufenden Seitenschiffe mit dem Gesamtraum verschmolzen, ebenso wie das Querschiff weitgehend in den Grundriß einbezogen ist. So dienen beide der Idee vom Einheitsraum.

In Reims erfahren die Bestrebungen der gotischen

Baukunst ihre klassische Ausgestaltung (Abb. 1). In dieser Stadt der Champagne entlief jene Kirche der französischen Nation, auf die immer wieder im Lauf der Jahrhunderte die Augen der Welt gerichtet waren; hier, wo schon im Jahr 496 König Chlodwig die christliche Taufe empfangen hatte, wurden die französischen Könige im feierlichen Ritus gekrönt und gesalbt.

Der gewaltige Bau der Kathedrale erhebt sich hoch über den Häusern der Stadt. Vor dem Mittelportal gemahnt das Denkmal der Johanna von Orleans an einen großen Augenblick in der französischen Geschichte; denn in Votre Dame von Reims führte das Hirtenmädchen aus Domremy Karl VII. zur Krönung.

Bei der Betrachtung der Fassade findet das Auge nur mit Mühe die wenigen stehengebliebenen Reste der Wand, das meiste ist vom Mafwerk durchbrochen, von plastischen Bildwerken verdeckt, ja überzogen. Über die untere Zone der Westfassade erstreckt sich die gesonnt zusammengeschafte Gruppe der drei Portale, die sich zum Mittelschiff und zu den beiden Seitenschiffen des Langhauses öffnen. Die tief einschneidenden Gewände (Seitenwände) der einzelnen Portale ziehen den Blick gleichsam in die Kathedrale hinein. Als Mittelpunkt beherrscht die große, farbenprächtige Rosette — ein beliebtes Motiv der französischen Gotik — das Bild des Baues, der in den zwei Türmen seinen Abschluß nach oben findet.

Im Innern der Kathedrale muß der Betrachter wartend verharren, bis sich sein Auge an das vielfältige Licht gewöhnt hat, das durch die bunten Glasfenster der Seiten, der Mittelrosette im Westen und des Chors im Osten in die engen und hohen Schiffe der Kirche fällt. Farbige Strahlen spielen im Raum der wiederum völlig aufgelösten, durchbrochenen Wände. Von Stunde zu Stunde verändert sich das Bild eines solchen Raumes; das Licht wandert von Osten nach Westen, es vollzieht seinen täglichen Lauf und berührt dabei jede Einzelform: „Raum im freisenden Licht!“ In dichter Folge wachsen die Pfeiler empor, durch steile Spindbogen mit einander verbunden. Sie und die ihnen vorgelegten, dünnen Säulen, die „Dienste“, drängen in die Höhe. Sie lassen den Blick über die Triforiumsgalerie (Galerie über dem Seitenschiff) gleiten, hinauf zu den fenstern, die nur durch die Träger des Gewölbes getrennt werden. Hier lassen die reich profilierten Rippen, auf denen das spitzulaufende Gewölbe ruht. Das Ganze wird von einem dynamischen Raumgefühl beherrscht, das sich besonders großartig im Innern der Kathedrale von Amiens ausdrückt (Abb. 2).

Aus der gotischen Innengestaltung spricht der Sinn aller Nordischen Schöpfung für Funktion, Bewegung von Kräften in einem Ganzen. Das Schaffen des Nordländers hebt sich so in diesem Bau entschieden von dem des Südländers

ab, für den stets der für das Auge klar faßbare Raum das Wesentliche ist, in dem das konstruktive Element verkandesmäßig rasch erfasst werden kann. In den gotischen Kathedralen zwar wird dieses keineswegs verunklärt, sodaß auch bei ihnen Stäbe und Last erkennbar werden, aber die Auflösung in viele Kraftlinien erfordert eine größere Leistung, um sie zu begreifen; man muß ihnen nachgeben. Sogar von außen wie der Aufbau des Innern spürbar. Den Chord umgibt ein Kranz von Kapellen, auf denen nun wieder das weit ausgreifende Strebewerk ruht, das die Aufgabe hat, das Gewölbe des Chors zu stützen.

Der Außenbau der französischen Kathedrale erhält seinen Hauptschmuck durch die Plastik, die die Bogenfelder, die einzelnen Portale, ja die ganze Fassade schmückt. Niemals wieder wurden von der Architektur so große, bedeutungsvolle Forderungen an die Plastik gestellt wie gerade im 13. Jahrhundert. Die Aufgabe dieser Bildwerke hat keineswegs nur einen dekorativen Zweck, sie klingen vielmehr mit dem architektonischen System zusammen, in das sie eingepasst



Abb. 3. Kathedrale von Chartres. Statuen am Portalgerände der Westfassade

ist. So dient die Plastik der Vollendung der großen architektonischen Gedanken, welche Träger dieser Baugesinnung sind. Die Statue selbst wird fast zur Architektur und gewinnt erst im Lauf der Entwicklung eine größere Selbständigkeit. Die aneinander gereihten Figuren führen um das Gebäude herum, durch die Portale in das Innere hinein.

Ein frühes und zugleich eines der schönsten Beispiele gibt die Plastik von Chartres (Abb. 3). Vor die einzelnen Säulen, die die Gewände der Portale unterteilen, sind die Figuren gestellt, sie werden fast ein Teil der Säule. So geht auch ihr Umriß kaum über jenen der Säule hinaus, sondern gleicht sich diesem an. Die ganze Figur erscheint unkörperlich gestreckt.

Die Gewandstatue ist überzogen von vielen, fein geriefelten, ornamentalen Falten, die, den Formen des Körpers nachgebend, trotz ihrer weitgehenden Abstrahierung in Kurven und Geraden nie unwirklich werden; ihre Linien scheinen ein eigenes Leben auf der Fläche zu besitzen. Hier offenbart sich ein in der Nordischen Kasse wurzelndes Gefühl für die Kraft und die Schönheit des Ornaments. Doch nicht nur hierin finden sich Beziehungen zur deutschen Kunst. In den Gesichtern, die die Köpfe dieser Plastiken tragen, offenbart sich einerseits ganz das höchste Element der gotischen Kunst, andererseits aber zeigt sich — was für das tiefere Verständnis der Menschen, die diese Werke schufen, entscheidende Bedeutung hat — die große, rassistische Verwandtschaft zwischen dem Nordfranzosen und dem Deutschen. So war es möglich, daß Künstler beider Völker gemeinsam an einem Bau schufen, und daß damals Deutsche in den französischen Baubüroen, besonders als Plastiker, wirkten.

Das Menschenideal des gotischen Mittelalters findet hier seine Gestaltung. Auf dem langgestreckten, schmalen Körper, auf dem das Gewand eng anliegt und bis zu den nur

<sup>1)</sup> Vgl. den Aufsatz v. S. Ritter: „Deutsche und Engländer“ im vorigen Heft.

wenig hervorschauenden Füßen herabfällt, sitzt der lange, schmale Kopf, der die Nordische Kasse verrät.

Dennoch trennen wesentliche Unterschiede die französische von der deutschen gotischen Architekturplastik. Niemand finden sich in Deutschland Pfeilerfiguren, wie sie sich gerade in Chartres besonders klar aussprechen. Die Gestalten zeigen in Deutschland selten die übermäßige Schmalheit und Gestrecktheit wie in Frankreich. Sie stehen breiter und fester auf der Erde<sup>2)</sup>. In der deutschen Kunst hat die Statue von jeher ihr eigenes Leben, sie steht nicht vor dem Pfeiler, diesem gleichgemacht und beigeordnet, sie nimmt vielmehr den Raum zwischen den Säulen ein. Die Säule als architektonisches, stügendes Glied bleibt frei, sie wird nicht von der Plastik verstellt. So konnte sich in Deutschland — etwa in Bamberg oder Naumburg — eine großartige Freiplastik entwickeln. In der deutschen Kirche kann die Figur also Eingang in den gotischen Innenraum finden; denn auch hier, trotz aller Übereinstimmungen der gotischen Formenvelt, ist der herrschende Gesamteindruck ein anderer.

Dies zeigt sich im Straßburger Münster, einem Bau, der einen überwältigenden Eindruck von der deutschen Baukunst vermitteln kann. Das warme Rot des Sandsteins leuchtet weit über die kleinen Häuser der Altstadt hinweg, die sich dicht gedrängt um die Kirche scharen. Im Elsaß, im alemannischen Raume, weiß das Münster von Straßburg über den Oberrhein zu den anderen deutschen Dömen: nach Freiburg, das von der gleichen deutschen Geminnung gestaltet wurde.

Die monumentale gotische Baukunst ist ein Eigentum des Nordens. Sie entstand in der Normandie, einer Landschaft, die von den Normannen, einem Stamm Nordischer Kasse, bebaut war. Daher konnte sich dieser Stil auch nur auf dem Boden germanischer Stämme zu seiner höchsten Blüte entfalten. In jedem Lande aber erhielt er das eigene Gepräge des betreffenden Volkes.

Ansch. d. Verf.: Berlin-Wilhelmsr., An der Rebwinde 3.

Alexander Paul:

## Erbbiologische Begleiterscheinungen bei jüdisch-Deutscher Blutmischung

Gelegentlich einer größeren Untersuchung über die jüdisch-deutsche Blutmischung konnten auch ausschließliche erbbiologische Feststellungen gemacht werden. Nachfolgend werden einige dieser Ergebnisse behandelt; die ausführliche Gesamtdarstellung wurde in einer größeren Arbeit veröffentlicht<sup>1)</sup>.

Untersucht wurden 1785 erwachsene, unverheiratete Mischlinge I. Grades und ihre Sippen, und zwar erstreckten sich die erbbiologischen Erhebungen sowohl auf die beteiligten jüdischen als auch die deutschen Elternsippen. Die hier erfaßte Gruppe von erwachsenen Judenmischlingen ist völlig unausgelenkt in bezug auf Geschlecht, soziale Herkunft, Beruf, Ebelichkeit oder Unebelichkeit, Erbgesundheit und Gesundheitszustand, Begabung, Lebensleistung, Charakter, Kriminalität usw. Ferner stammen die Personen wahllos aus allen Landschaften des Reiches, und zwar aus ländlicher, klein-, mittel- und großstädtischer Umwelt. Siebung ist nur vorhanden insofern, als keine Jugendlichen unter 16 Jahren erfaßt wurden, sondern nur Erwachsene, und keine Verheirateten, son-

dern nur ledige, Geschiedene und Verwitwete. Demzufolge sind auch die Eltern der Mischlinge unausgelenkt, also die Juden und Jüdinnen einerseits und die Deutschen andererseits, von denen die Mischlinge ebelich oder unebelich abstammen.

Nach den vorläufigen Ergebnissen der Volkszählung vom 17. Mai 1939 gab es im deutschen Reich 72738 Mischlinge ersten Grades, welche alle Lebensalter umfassen. Es wurde in der vorliegenden Untersuchung ein ausreichend großer Ausschnitt aus der vor dem Weltkrieg erfolgt jüdisch-deutschen Blutmischung gewonnen, der für die Gesamtercheinung genommen werden kann. 1115 Mischlinge hatten einen jüdischen Vater, 675 eine jüdische Mutter. Die jüdischen Eltern stammten in der überwiegenden Mehrzahl, nämlich zu 77,8 v. H. aus wirtschaftlich günstig gestellten, sozial mittleren und oberen Schichten, und zwar bildete das Händlerische die breite Grundlage. 759 oder 68 v. H. der jüdischen Väter stammten aus händlerisch tätigen Sippen, die jüdischen Mütter zu rund 62 v. H.

Nur etwa 22 v. H. der jüdischen Eltern gebärten wirtschaftlich ungünstig gestellten Berufsschichten an, davon standen 14 (also noch nicht einmal 1 v. H.) Eltern außerhalb

<sup>1)</sup> Dr. H. Paul: „Jüdisch-deutsche Blutmischung“, eine sozialbiologische Untersuchung. Veröffentlichung aus dem Gebiet des Volksgesundheitsdienstes. Schriftenreihe des Reichsministeriums des Innern. Berlin 1940. Verlag Richard Schöen, Berlin, Wilhelmstr. 125.



der gesellschaftlichen Ordnung. Den Maßstab für diese Gesellschaftsordnung lieferte nicht das deutsche Volk; er wurde vielmehr allgemeinen, in allen Kulturstaaten anerkannten Richtlinien entnommen.

Erbliche Belastung konnte nur in 143 jüdischen Elternstippen festgestellt werden, das sind 8 v. H. aller Judenstippen, und zwar in 75 jüdischen Vaterstippen (6,7 v. H.) und 68 jüdischen Mutterstippen (rund 10 v. H.). Die erbliche Belastung kam in allen sozialen Schichten vor; sie war bei den außerhalb der Ordnung stehenden Sippen (Vagabunden, Dienen, Berufsverbrecher) die Regel.

Ein wesentliches Merkmal bot sich bei den deutschen Elternstippen. Den wirtschaftlich günstig gestellten bzw. sozial mittleren und oberen Schichten gehörten nur 41,2 v. H. an (gegen 77,8 v. H. der Judenstippen). Dabei fand sich ein beträchtlicher Unterschied zwischen den an der Blutmischung beteiligten Männern und Frauen; denn von den 670 deutschen Vätern waren 360 sozial gut gestellt (53,7 v. H.), von den 1115 deutschen Müttern nur 375 oder 33,6 v. H. Die große Masse der deutsche Mütter gehörten den wirtschaftlich nicht so günstig gestellten Berufsschichten an. Unter den Sippen haben die Handwerker- und Fabrikarbeiterstippen den verhältnismäßig größten Anteil. Sehr viel ungünstiger schnitten die deutschen Ehepartner hinsichtlich des Anteils an Afsozialen ab. 49 deutsche Menschen, nämlich 47 Mütter und nur 2 Väter, standen außerhalb der sozialen Gemeinschaft, mehr als dreimal soviel wie bei den Juden. Sie waren zudem erblich belastet. Insgesamt erwiesen sich 252 deutsche Elternstippen (gleich 14,1 v. H.) als erblich geringwertig, und zwar 61 oder 9,1 v. H. der deutschen Vaterstippen und 191 oder 17,1 v. H. der deutschen Mutterstippen. Diese Feststellungen erlauben keinen Schluß auf das Erbgut des deutschen Volkes. Die Untersuchung zeigte vielmehr eindeutig, daß eine sozial und erbbiologisch recht gute Auswahl des jüdischen Volkes zur Vermischung mit dem deutschen Volk gelangte, daß aber nur eine sozial und erbbiologisch unterdurchschnittliche Gruppe deutscher Menschen sich dazu bereit fand. Die an der jüdisch-deutschen Blutmischung beteiligte deutsche Gruppe darf, eben als Gruppe gesehen, in keiner Hinsicht mit dem Durchschnitt des deutschen Volkes gleichgesetzt werden, am wenigsten die beteiligten deutschen Frauen. Nur in verstreuten Einzelfällen handelte es sich um wertvolle deutsche Menschen, die unter dem Einfluß des Zeitgeistes (vor dem Weltkrieg) einem verhängnisvollen Diktum zum Opfer fielen.

Daß aber im übrigen die Gatten- oder Partnerwahl nicht nur aus raffischer Instinktlösigkeit erfolgte, sondern auch die einfachsten erbbiologischen Forderungen außer acht ließ, zeigte sich an den Mischlingen selbst, den folgen der Blutmischung, sehr deutlich. Von den untersuchten 1785 Mischlingen waren 394 oder rund 22 v. H. erblich geringwertig. Bei der Beurteilung wurden alle erblichen, insbesondere auch charakterlichen und geistigen Anzeichen, welche auf die Mischlingseigenschaft als solche zurückgeführt werden konnten, nicht mit herangezogen. Denn für alle Mischlinge durchaus kennzeichnend war eine auffallende Disharmonie im Seelischen wie im Körperlichen. Sie zeigten ganz allgemein ein unausgeglichenen, zerfahrenes Seelenleben; schwankendes, widerspruchsvolles Verhalten in wichtigen Lebenslagen ist für sie geradezu kennzeichnend. Auch Disharmonie im Körperlichen war mit wenigen Ausnahmen ganz allgemein, wenn auch das rassenfunde Bild (die Rassen diagnose) den jüdischen Blutsinnesbild nicht immer auf den ersten Blick oder zuweilen überhaupt nicht verriet. Im seelischen Verhalten kündigte sich die Blutmischung fast immer an. Kennzeichnend für Judenmischlinge ist auch das schrankenlose Mischselbstbeschäftigtsein. Außerhalb der eigenen Verengungen, Wün-

sche, Hoffnungen und Begierden hört das Verständnis für überindividuelle Notwendigkeiten einfach auf.

Die erbbiologische Beurteilung stützte sich auf das Vorkommen von Erbkrankheiten im Sinne des Gesetzes 3. V. c. 17. in der engeren Sippe oder das gebäufte Vorkommen solcher Erbkrankheiten in der weiteren Sippe. Ferner wurde berücksichtigt: schwere Rückfallsdelinquenz, die Untersuchten oder gebäufte Vorkommen in der engeren Sippe. Kriminalität in der weiteren Sippe blieb unbeachtet.

Es gibt natürlich auch begabte und erbgutene Judenmischlinge, Menschen, die sich in die Volksgemeinschaft einordnen können; auch unter den durchschnittsbegabten Mischlingen gibt es solche, die sich in keiner Weise unliebsam bemerkbar machen, sondern sich einzuvorden wissen. Die Untersuchung zielte aber nicht auf diese Ausnahmen, sondern wollte feststellen, welches Gesamtbild sich bietet. Und dieses Gesamtbild muß als durchaus ungünstig und unerfreulich bezeichnet werden. Die Lebensleistung der Gesamtgruppe ist nicht überragend, sie ist — immer als Gesamtleistung gesehen und gewertet — sogar unterdurchschnittlich, denn der Anteil der wirklich Begabten und Leistungstüchtigen ist in der ganzen Gruppe nur gering, mit Sicherheit viel geringer als im gesamten deutschen Volke. Andererseits sind in der Mischlingsgruppe mehr ungünstige Erbanlagen und Menschen mit abgulebener Lebensführung vorhanden als in der gleich großen deutschen Elterngruppe, die doch, wie wir sahen, eine außerordentlich ungünstige Auslese aus dem deutschen Volke darstellte, und noch weit mehr schlechte Erbanlagen als in der jüdischen Elterngruppe, die eine günstige Auslese aus dem jüdischen Volkskörper war. Die Mischlingsgruppe liegt im ganzen unter dem Durchschnitt beider Elterngruppen.

Die jüdisch-deutsche Blutmischung erfolgte in ungewöhnlich starkem Umfang auch durch außererbliche Fortpflanzung. Der Anteil der erblich Geringwertigen ist bei den unerblich geborenen Mischlingen erblich größer als bei den erblich geborenen. Von 1187 erblich Geborenen waren 213 oder 17,9 v. H., von 580 Unerblichen aber 182 oder 31,4 v. H. erblich belastet. Offenbar ist das nicht zufällig, denn bei den Mischlingen, die ihrerseits außererblichen Nachwuchs hatten, war der Anteil an erblich Geringwertigen gleichfalls höher als bei den Mischlingen ohne unerblichen Nachwuchs.

Bei den 1296 Mischlingen ohne unerblichen Nachwuchs betrug der Anteil der erblich belasteten 15,6 v. H., bei den 480 Mischlingen mit unerblichen Nachwuchs 39,3 v. H. Es ließ sich eine ganze Stufenleiter dieser Summenwerte ermitteln, aus denen hervorging, daß zwischen Unerblichkeit (besonders über zwei und mehr Geschlechterfolgen) und erblicher Geringwertigkeit lebensgesetzliche Zusammenhänge zu vermuten sind. Anscheinend vollzieht sich innerhalb der Mischlingsgruppe durch die außererbliche Fortpflanzung so etwas wie ein erbbiologischer Siebungs- und Auslesevorgang. Untersuchungen über die Partnerwahl der Mischlinge unter erbbiologischen Gesichtspunkten bestätigen dies. Außerdem war die außererbliche Fruchtbarkeit bei den erblich Geringwertigen wesentlich größer als bei den Durchschnittswertigen.

Die von der nationalsozialistischen Rassenforschung gebung für Judenmischlinge geschaffenen Ehehindernisse sind also nicht nur rassistisch, sondern auch erbbiologisch gerechtfertigt. Sie sind das Mindestmaß des Notwendigen und dürfen weder gelockert noch aufgehoben werden; im Gegenteil, der weitere Ausbau dieser Ehehindernisse erscheint nach den Untersuchungsergebnissen wünschenswert.

Der deutsche Staat hat in großzügiger Weise die Schicht der Judenmischlinge, sofern sie nicht der mosaischen Glaubensgemeinschaft angehören oder mit einem vollständigen Wun-

Menschen verarbeitet sind, zur deutschen Volksgemeinschaft gerechnet. Allerdings nur zur Volksgemeinschaft, nicht zur Rassegemeinschaft; d. h. er hat keinen Zweifel darüber gelassen, daß Wachstum von Judenmischlingen allgemein unerwünscht ist. Einem großen Teil der Mischlinge fehlt

das Verständnis für diese Forderung; sie erfassen die ihnen verwehete eheliche Fortpflanzung durch außereheliche. Daß hier eine große Gefahr liegt, dürfte unsere Untersuchung aufgezeigt haben. Gefengeterliche Maßnahmen werden hier notwendig. Anst. d. Verf. : Berlin W. 62, Linienstr. 11.

Günther Olberg:

## Rassenkundliche Beobachtungen in Nordnorwegen

Nordnorwegen ist mehr als ein anderes Land Europas zum Studiengebiet für die Vermischung zweier Rassen geeignet. Hier treffen zwei rassistisch völlig verschiedene Volksgemeinschaften zusammen, ohne daß das Bild durch andere Einflüsse getrübt wird. Beide Rassen sind zudem durch natürliche Auslese im Norden entstan-

den. Die Lappen zeigen durch gelbliche Gesichtsfarbe, Schlingaugen, hervorragende Backenknochen, niedrigen, oft eingebogenen Nasenrücken, geringen Bartwuchs, dunkles strähniges Haar, dunkle Augenfarbe, Feinknochigkeit und geringe Körpergröße sehr klar ihre Zugehörigkeit zur Gruppe der Mongoliden. Die Krummbeinigkeit ist als ein degeneratives, auf die einseitige Fisch- und Renntierernährung zurückzuführendes Merkmal aufzufassen. Ihre räumliche Abgeschiedenheit von der großen osteuropäisch-innerasiatischen Hauptmasse des gelben Hauptstammes dauert bestimmt bereits Jahrtausende. Wir haben es hier mit einem Restvolke zu tun, das mit hoher Wahrscheinlichkeit die Urvölkerung Nordskandinaviens darstellt. Die wirtschaftliche und kulturelle Abhängigkeit von dem ebenfalls bodennordischen, auf die Tundra als Lebensraum angewiesenen Renntier läßt die Vermutung begründet erscheinen, daß das Gebiet der Lappen niemals wesentlich weiter südlich als in der Gegenwart gereicht hat. Dagegen erscheint es denkbar, daß das Verbreitungsgebiet der Lappen in vorgeschichtlicher Zeit weiter ostwärts ging,

was jedoch für die Anpassung an den Lebensraum in biologischer und kultureller Hinsicht keinen großen Unterschied bedeuten würde. So steigt die Wahrscheinlichkeit fast zur Gewißheit, daß es sich bei den Lappen um eine an Ort und Stelle entstandene und nur dort vorkommende, Rasse handelt.

Der rassistische Grundstock des nordwestlichen Volkskörpers ist Nordisch. Hierbei begegnen wir zwei Unterassen. Zu dem schlankwüchsigen großen, feinknochigen, langköpfigen, eindeutig Nordischen Hauptbestandteil der Norweger kommen die im Südwesten lebenden dreckknochigeren und mehr rundköpfigen Westnorweger, die vielleicht in irgendeiner frühesten eine Ostische Blutbeimischung erhalten haben. Genauereres vermag ich hierüber nicht zu sagen, da ich keine Gelegenheit zu eingehenden Beobachtungen oder Literaturstudien hatte. Da der Westnorweger in seinem Temperament mehr Slawisch ist und vorwiegend als Bauer lebt, hat er wohl nichts mit den dynamischen Seefahrern der Wikinger und ihrer Nachfahren zu tun. Die Befriedung des hohen Nordens erfolgte in sagenumwobener Vorzeit durch Nordische Menschen, deren ruhige äußere Wesensart in seltsamen Gegensatz zu ihrer Großes er-möglichenden, aber oft auch selbstvernichtend sich auswirkenden Leidenschaftlichkeit steht. Selma Lagerlöf schildert in ihrem Roman „Gösta Berling“ diesen konstruktiv-destruktiven Wesenszug des Nordischen Menschen



Abb. 1. Älter nordnorwegischer Fährer, vorwiegend Nordisch, mit leichten Mongoloiden Einschlag



Abb. 2. Nordnorwegischer Junge mit Mongoloidem Einschlag



Abb. 3. Nordnorwegische Kinder mit Mongoloidem (Schlingaugen) Lappeneinschlag



Abb. 4. Nordnorwegischer Arbeiter mit stark Mongoliden Rassenmerkmalen



Abb. 5. Hellblondes nordnorwegisches Mädchen mit Mongoliden Schiltsaugen



Abb. 6. Nordnorwegisches junges Mädchen mit deutlich Mongoliden Gesichtszügen

in unvergleichlicher Weise. Dieser Roman erscheint uns fremdartig, übertreibend, ja geradezu unwirklich, wenn wir das Nordland nicht kennen. Hat man das Land jedoch erlebt (nicht nur flüchtig gesehen!), so erkennt man, wie treffend alles geschildert ist. „Extreme Lebensbedingungen schaffen extreme Naturen!“ welcher Satz für Menschen, Tiere und Pflanzen in gleicher Weise gilt.

Diese beiden Rassen leben nun seit uralten Zeiten unmittelbar nebeneinander. Der Lappe ist dabei der „fontinentale“ (d. h. mehr im Inland lebende) und der Norweger der „maritime“ (d. h. mehr am Meer lebende) Bewohner des Nordlandes. Schon die Sage weiß von Vermischungen beider Rassen zu berichten. Hierbei war der Vater ein Norweger und die Mutter eine Lappin. Dieser Fall dürfte auch bis in die Gegenwart hinein weit häufiger

als das Gegenteil sein. Ich kann es mir trotz des frauenüberschusses schwer vorstellen, daß ein Nordisches Mädchen sich mit einem der kleinen, Trummbeinigen, schlüßgärtigen und nicht allzu sauberen Lappen einläßt.

Wie dem auch sei, das Ergebnis des engen Zusammenlebens ist überaus deutlich. In Oslo und auch noch in Tromsø sind Norweger mit erkennbarem Mongoliden Einschlag sehr selten. In Oslo wurde mir die Vermischung beider Rassenbestandteile auch von gebildeten Norwegern glatt abgelehnt, wobei ich die Frage offen lasse, ob Unwissenheit oder Scham der Grund der falschen Auskunft war. Auch in Narvik ist die Vermischung noch nicht sehr augenfällig, trotzdem man hier bereits eine ganze Anzahl von Menschen mit leicht Mongoliden Zügen findet. Dagegen ist es in Tromsø schon nahezu unmöglich, die zahl-



Abb. 7. Lappen mit ihren Hunden. Die beiden Männer zeigen einen ziemlich starken Europäiden (Nordischen) Einschlag, wie besonders an den geraden Halsen zu erkennen ist



Abb. 8. Älter Lappe in Tracht. Die weite Blüte dient als Einhörlatze



Abb. 9. Lappenfrau in Tracht

reichen Einwohner mit mehr oder weniger stark Lappoiden Zügen nicht zu bemerken. Troms liegt nämlich gerade am Rande des Lappengebietes. In der Nähe der Stadt bauen auch einige Lappen. Es sind jedoch „Schaulappen“, deren Kenntnisse eine mehr repräsentative Bedeutung haben, während ihr eigentliches „Nugtier“ der Fremde aus allen Teilen der Erde ist. Schlichte und teure „Original-Lappenmesser“ und andere „wertvolle“ Andenken bilden den Haupterwerbszweig dieser Troms-Lappen. Geradezu verblüffend ist der Grad der Vermischung an der Nordküste (s. b. etwa im Bogen von Hammerfest bis Vardø). Die Bevölkerung zeigt zwar einen vorwiegend Nordischen Typus. Trotzdem ist es schwer, einen Menschen zu finden, der keine Lappoiden Merkmale hat. Mir gelang es überhaupt nicht, auch nur einen einzigen rein Nordischen Menschen aufzutreiben, so gern ich einen als „Beute“ für meine Kamera gehabt hätte. Besonders die zahlreichen hell-

blonden Kinder mit Schlingaugen, die das große unheimliche Fernobjektiv meiner Kamera mit ängstlicher Neugier betrachteten, gewähren einen überaus fesselnden Anblick. Dagegen findet man unter den Lappen noch recht häufig Typen, die reinrassig oder wenigstens nahezu reinrassig sind. Aber auch hier ist eine starke Untermischung feststellbar. Man sieht oft Lappen mit blauen Augen und dunkelblondem Haar. Bedenkt man, daß Blondhaarigkeit und Blauäugigkeit auf überdehnbaren Erbanlagen beruhen, so folgt daraus, daß solche Lappen von beiden Eltern teilen der Nordische Blutsanteile erhalten haben. Ebenso findet man gerade Nasen und für Mongolide reinblütigen Typen viel zu hohen Wuchs recht oft.

Von sehr vorsichtig und zurückhaltend urteilenden nordwestlichen Rassenforschern wird diese Blutmischung als ausgesprochen ungünstig angesehen.

Verf. steht im Felde, Anschrift durch die Schriftleitung.

## Aus Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik

**Zum 50. Geburtstag** wurde Herrn Professor Dr. Hans F. B. Günther für seine großen Verdienste auf dem Gebiete der Rassenkunde vom Führer das Goldene Ehrenzeichen der NSDAP. und die Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft überreicht.

**Saß 90 Millionen Reichsbevölkerung.** Das Statistische Reichsamt veröffentlicht jetzt die endgültigen Zahlen über die Wohnbevölkerung des Deutschen Reiches und seiner einzelnen Verwaltungsbezirke nach der Volkszählung vom 17. Juni 1939. In dem Reichsgebiet zur Zeit der Zählung (ohne Memelland, das erst kurz vor der Zählung eingegliedert wurde und noch nicht miterfaßt werden konnte) lebte eine Bevölkerung von 79 375 281 Einwohnern.

Für das alte Reichsgebiet ohne Saarland, den Gebietsstand der Reichs zur Zeit der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus im Jahr 1933, errechnet sich nach den Ergebnissen der Zählung von 1939 eine Bevölkerungszahl von 68 474 000. Die Gebietsvergrößerung durch die Wiedervereinigung der Ostmark und des Sudetenlandes mit dem Reich und die Zunahme der Bevölkerungszahl während der vergangenen sieben Jahre spiegelt den nachdrücklichen Aufstieg des Reiches wider, der sich nach der Zählung durch die Wiedereingliederung Danzigs, der neuen Ostgebiete und Lippen-Malmebys fortgesetzt hat. Rechnet man die Bevölkerung auf dieser Gebiete und des Memellandes hinzu, so ergibt sich für das Deutsche Reich eine Einwohnerzahl von rund 89 694 000. Mit dem Protektorat, das rund 7 Millionen Einwohner hat und zum Gebiet des Großdeutschen Reichs gehört, beträgt die Bevölkerung fast 97 Millionen.

Das Deutsche Reich ist nach der Sowjetunion (rd. 150 Millionen Einwohner im europäischen Teil) der volkreichste Staat Europas. Erst in weitem Abstand folgen Großbritannien mit Nordirland (rund 47,5 Mill.), Italien (44,4 Mill.), Frankreich (42,0 Mill.) und Spanien (25,0 Mill.). Ein Fünftel der etwa 530 Millionen Menschen umfassenden Bevölkerung Gesamteuropas und fast ein Drittel der Bevölkerung Europas ohne Sowjetrußland und Großbritannien lebt im unmittelbaren Machtbereich des Großdeutschen Reichs, zu dem auch das Generalgouvernement mit seinen 10,6 Millionen Menschen zu rechnen ist.

**Die Ehestandsdarlehen im 2. Vierteljahr 1940.** Im 2. Vierteljahr 1940 wurden im Deutschen Reich (ohne die

eingegliederten Ostgebiete) 72302 Darlehen an neuvermählte Ehepaare ausbezahlt. Die Zahl der gewährten Ehestandsdarlehen im Verhältnis zu der Zahl der Eheschließungen hat beträchtlich zugenommen. So entfielen auf je 100 Eheschließungen im 2. Vierteljahr 1940 42,7 Ehestandsdarlehen, während im 2. Vierteljahr 1939 35,1 v. H. der neuverheirateten Ehepaare Darlehen erhielten. Auch die Zahl der Geburten in den durch Darlehen geförderten Ehen ist im 2. Vierteljahr 1940 weiter gestiegen. In dieser Zeit wurden für 94688 lebendgeborene Kinder Erlasse von Darlehensbeträgen gewährt, das sind 9954 oder 11,8 v. H. mehr als im 2. Vierteljahr 1939. Insgesamt wurden seit Einführung des Gesetzes zur Förderung der Eheschließungen bis Ende Juni 1940 1 596 379 Ehestandsdarlehen ausbezahlt, darunter 68626 in den seit 1938 zurückgegliederten neuen Reichsteilen.

**Abstammungsnachweis erleichtert.** Die soeben verkündete Verordnung des Generalbevollmächtigten für die Reichsverwaltung bringt weitgehende Erleichterungen für die Führung des Nachweises der deutschblütigen Abstammung. Sie räumt aber mit dem Überstände auf, der sich im Laufe der Jahre herausgebildet hat, daß der Nachweis nicht nur ein mal, sondern aus mannigfachen Anlässen immer wieder durch Vorlegung der Urkunden geführt werden muß, was nicht nur dem Nachweispflichtigen selbst immer neue Mühe und Kosten, sondern auch den Standesbeamten und Kirchenbuchführern sowie den zur Prüfung des Nachweises berufenen Dienststellen ständige Mehrarbeit verursacht.

Die Wirkungen der neuen Regelung sind im einzelnen folgende:

Wenn eine staatliche (oder Wehrmacht-) Stelle von einem Volksgenossen den Nachweis deutschblütiger Abstammung aus irgendeinem der mannigfachen bekannten Anlässe verlangt, so kann der Nachweispflichtige, wenn er als Mitglied der Partei oder einer ihrer Gliederungen oder den Nachweis geführt hat, sich eine Bescheinigung darüber von dem Kreisleiter oder einem übergeordneten Beauftragten beschaffen und diese als Erlaß des urkundlichen Nachweises vorlegen. Hat der Nachweispflichtige schon einmal eine Besörde, einer Öffentlich-rechtlichen Körperschaft, einer Dienststelle der Wehrmacht oder des Reichsarbeitsdienstes gegenüber den Nachweis geführt, so besorgt

er sich eine entsprechende Bescheinigung der betreffenden Dienststelle über diese Tatsache. Die Bescheinigung braucht nur dahin zu lauten, daß und wie weit (bis zu den Großeltern einschließlic<sup>h</sup>) der Nachweis geführt ist, sie braucht dagegen nicht etwa eine Abschrift der Ahnentafel oder gar der vorgelegten Urkunden zu enthalten.

Die Vereinfachungen gehen aber noch wesentlich weiter. Der einmal von einer bestimmten Person geführte Abstammungsnachweis kann auch zur Vereinfachung des erstmaligen Nachweises für solche Personen verwendet werden, die dieselbe Ahnenreihe haben.

Das gilt zunächst einmal für Vollgeschwister, also Geschwister, die denselben Vater und dieselbe Mutter haben. Der Abstammung aus derselben Ahnenreihe, der sich den bereits von dem anderen Abstammung geführten Nachweis zunutze machen will, muß allerdings auch einwandfrei seinen Verwandtschaftsgrad mit dem anderen nachweisen können. Muß z. B. die Schwester eines Beamten für ihre Anstellung im öffentlichen Dienst ihren Abstammungsnachweis führen, so besorgt sie sich eine Bescheinigung der Behörde ihres Bruders, daß dieser selbst den Nachweis für seine Person schon geführt hat. Sie legt ihre Anstellungsbehörde diese Bescheinigung vor und fügt ihre Geburtsurkunde und die ihres Bruders bei, da aus diesen hervorgeht, daß sie Vollgeschwister sind und mitbin dieselben Ahnen haben.

Schließlich können sich auch Kinder der von ihrem Vater oder Mutter oder von beiden bereits geführten Abstammungsnachweise bedienen. Haben beide Eltern den Nachweis geführt, so bedarf das Kind nur der beiden Bescheinigungen hierüber sowie seiner Geburtsurkunde, die es als Kind seiner Eltern ausweist.

Die Vorschriften der Verordnung gelten aber nicht für das Gebiet der Beschlüßigung; hier bleiben alle bisherigen Bestimmungen, auch die über Kriegs- und Ferntrauungen, unberührt. Ebensovienig gilt die Verordnung für den Abstammungsnachweis im Erbhofrecht und bei der Einbürgerung.

Zusammengestellt von F. A. Blau.

**Ehestandsdarlehen in Ungarn.** Das ungarische Innenministerium bringt ein Gesetz über die Schaffung von Ehestandsdarlehen. Bei Geburt von vier Kindern innerhalb von 10 Jahren soll die Rückzahlung der Anleihe fünfjährig werden. Unter den Gemeindefunktionären der Stadt Budapest können Darlehen zur Auszahlung an Männer im Alter bis zu 26 Jahren und Mädchen bis zu 30 Jahren.

**Stellung der Zigeuner in Ungarn.** Die ungarische Regierung erwägt energische Maßnahmen zur Lösung des Zigeunerproblems. Es ist geplant, sämtliche Zigeuner, die keinen Beruf nachweisen können, in Arbeitslagern zu internieren. Den musizierenden Zigeunern soll jedoch eine gewisse Sonderstellung eingeräumt werden.

**Judenlage in Ungarn.** Mit der Rückgliederung der Karpatenukraine und Nordsiebenbürgens sind nicht weniger als 243 000 Juden an Ungarn gekommen. Nach der Volkszählung von 1930 lebten in Rumfungenarn 445 000 Juden, hiernach beträgt jetzt die gesamte jüdische Bevölkerung Ungarns rund 700 000. Galizien sind nicht einbezogen. Da es trotz des ersten und zweiten Judengesetzes nicht gelungen ist, die wirtschaftliche Vormachtstellung der Juden zu brechen, wird jetzt die Zusammenfassung der Juden in Arbeitslagern und die völlige Ausschaltung aus der Wirtschaft gefordert.

**Einwohner der abgetretenen Gebiete Rumäniens.** Auf Grund der rumänischen Volkszählung von 1930 werden für 1939 folgende Bevölkerungszahlen für die abgetretenen Gebiete Bessarabiens, der nördlichen Bukowina und des Moldaustreifens angegeben: Die Wohnbevölkerung beträgt 3746 100, davon entfallen auf die besarabische Gebiete 3 150 800, auf den nördlichen Teil der Bukowina 566 400 und auf die abgetretenen Teile der Moldauprovinz 309 000 Bewohner. Der Nationalität nach wurden gezählt: Rumänen und Moldovanen 1 962 500, Ukrainer und Russen 984 300, Juden 302 800, Bulgaren 180 200, Deutsche 122 400, Gagausen (türkischer Volksstamm) 108 000, Polen 35 600, Zigeuner 15 500 und Suzulen (Karpatenvolk mit den Ukrainern verwandt) 12 300 Menschen.

**Nationale Maßnahmen in Rumänien.** Neben der Ausschaltung der Juden aus dem Pressewesen und der Enteignung jüdischen Grundbesitzes ist auch den rumänischen Staatsämtern unterzagt worden, Aufstiege zwischen Juden und Rumänen zu schließen. Außerdem soll ein Bevölkerungsaustausch vorgenommen werden, dergestalt, daß alle im Süden und Westen außerhalb des Landes wohnenden Rumänen nach Rumänien zurückgeführt werden. Über die Einschreibung in die „Partei der Nation“ werden neue Bestimmungen bekannt gegeben. Darnach dürfen nicht aufgenommen werden: Juden, auch wenn sie getauft sind, die Frauen von Juden, auch wenn sie Rumäninnen sind, oder die Frauen von Rumänen, die als Töchter geboren und später getauft sind.

**Türkei: Staatsangestellten das Heiraten von Ausländerinnen verboten.** Die türkische Regierung hat ein Gesetz ausgearbeitet, das türkischen Staatsangestellten die Heirat mit Ausländerinnen verbietet. Beamten, die bereits in einer solchen Ehe leben, wird nahegelegt, den Dienst zu quittieren.

Zusammengestellt vom Reichsausschuß für Volksgesundheitsdienst.

## Buchbesprechungen

Keiter, Friedrich: Rasse und Kultur. 3. Band: Hochkultur und Rasse. 1940. Stuttgart, F. Enke. 500 S. Geh. RM. 25.80, geb. RM. 27.80.

Das biologische Denken unserer Zeit hat die Wege zu einer Synthese der Natur- und Kulturwissenschaften gebahnt. Die große Schwierigkeit, die einer Erfüllung dieser Sehnsucht aber heute noch entgegensteht, ist der Mangel an Menschen, die bei dem heutigen Stand der Wissenschaft in der Lage sind, diese Vereinigung zu vollziehen. Einer der umfangreichsten und am meisten verprechenden Ver-

suche in dieser Richtung ist die Kulturbilanz der Menscherrassen, die fr. Keiter in seinem dreibändigen Werk, das die Disziplinen der Rassenforschung und der Kulturforschung zusammenfaßt, nun abgeschlossen vorgelegt hat.

Nachdem der erste Band den Versuch der Grundlegung einer allgemeinen Wissenschaft von der Kultur als Lebensvorgang brachte, d. h. die Frage behandelte, wie Erbanlagen und Kulturgegebenen zusammenhängen, bejahte der zweite Teil diese Frage, indem er die Abhängigkeit der Kulturvorgänge von den Rassenverschieden-



heiten am Beispiel der Urzeitrasen und der Naturvölker nachweis. Der letzte Band war von Anfang an am sehnlichsten erwartet worden, denn die Behandlung der Hochkulturen konnte erst den rechten Prüfstein für Gedanken und Methode bilden.

So wie im ersten Band dem ganzen Werk die Grundlegung einer Wissenschaftslehre vorangestellt ist, die die neue Synthese vorbereiten soll, so beginnt der 3. Band mit einer allgemeinen biologischen Theorie der Hochkultur als Vorgang. Die Breite, mit der sich diese wissenschaftlichen Grundlegungen durch viele Teile ziehen, erschweren die allgemeine Benutzbarkeit des Ganzen leider, so notwendig sie in der Situation und der Absicht des Verfassers sein mögen. Reiter betrachtet die Hochkultur als „Vorgang“, d. h. als zeitlichen Ablauf oder Lebensweg einer zentralen Idee; er wakt dabei nicht immer in der notwendigen Schärfe die Grenze zu Oswald Spenglers Auffassung, mit denen er sich in ausführlicher Weise auseinandersetzt und die mit Recht als pseudobiologisch bezeichnet werden. Dabei ist die Kasse für Reiter ein „Ausflug“ neben anderen; wir dürfen aber nicht einen Augenblick vergessen, daß sie der bei weitem wichtigste, besser ihr Baumeister ist. Sonst müßten wir versuchen, uns wie Spengler als Richter auf einen Standpunkt hoch über den Kulturen zu erheben.

Bei einer Behandlung der Einzelgebiete der Kultur werden rassenbiologische Kulturprovinzen herausgearbeitet, bei denen Reiter im Anschluß an Weinerts Einteilung zu einer rassenpsychologischen Systematik der Gesamtenheit kommt, in der die einzigartige Stellung der farbabweichenden Europäer wieder zu einer Vereinfachung unseres vielfältigen Rassenbildes führt, wie es schon Gebincau geahnt hatte. Das alles sind „weitgehende Vermutungen, aber sie zeigen Wege auf!“, wie Reiter an einer anderen Stelle sagt.

Mit einer erkaunlichen Fülle von Material — besonders auch in der ersten Methode Reiters, die versucht, kulturelle Erscheinungen meßbar und zählbar zu machen — stützt er seine Einteilung. So bedeutet das Werk eine Fundgrube für Vertreter aller Wissenszweige, die dieses Thema betühren. Der Hauptwert des Werkes sollte nicht in dem Vorschlag zu einer neuen Einteilung, deren es ja schon so viele gibt, gesehen werden, sondern in dem Aufruf zur kulturbiologischen Einzelforschung und an das psychologische Experiment. Von dieser Seite aus betrachtet sollte sich jeder durch den fähigen Ausgriff des Werkes berührt fühlen, dann könnte die Bedeutung der vorgelegten Gedanken für einen Weg zur Rassenkunde unermesslich sein. S. Bremser.

**Wundt, Max: Aufstieg und Niedergang der Völker. Gedanken über Weltgeschichte auf rassischer Grundlage.** 1940. München, J. F. Lehmanns Verlag. XII. 120.

Wenn man die Rassenfrage an die Geschichte stellt, so haben Geistes- und Naturwissenschaften gleichermäßen Anteil an einer Lösung. Die Schwierigkeit, beide Gebiete zu meistern, ist der Grund, weshalb es noch so wenig zu wirklichen Ergebnissen gekommen ist.

Der Heidelberger Philosoph, der mit seinen Schriften schon in schwerer Zeit an der völkischen Weltanschauung mitgearbeitet hat, setzt sich in dieser kleinen Schrift mit dem Sinn der Geschichte auseinander, den er in der Auswirkung der ewigen Rassenkräfte sieht. Es ist eine Frage, die über die Weltgeschichte hinaus an den Sinn unserer Weltanschauung überhaupt rührt. Auch Wundt spricht von Aufstieg und Niedergang im Leben der Völker, von einer Blütezeit und einem Verfall, er betrachtet diesen Ablauf aber nicht als schicksalbestimmt und sieht in den Kräften der Rasse das vor allem anderen entscheidend Wirk-

same, dessen Erhaltung und Pflege allein Ewigkeit in der Geschichte verbürgt.

Es ist ein großer Vorzug des Büchleins, daß es volkstümlich geschrieben ist, und deshalb ist es vielleicht bedauerlich, daß gerade der Gedanke des Lebensablaufs eines Volkes wieder als äußere Einteilungsform der Kapitel und auch als Titel gewählt worden ist. Allzuweit ist die Gedanke an eine schicksalhafte Notwendigkeit dieses Wandels verbreitet.

Viele wollten die Schrift in die Hand nehmen, um darin Anregungen zu einer Neugestaltung unseres Geschichtsbildes zu finden. S. Bremser.

**Kranz, H.: Zeugnis der Zeiten.** 1940. Frankfurt a. M., Societäts-Verlag. 470 S. Preis RM. 7.50.

Es ist das Verdienst des Herausgebers, hier eine Urkunden- und Dokumentensammlung geschaffen zu haben, die auch denjenigen ausnehmend unterrichtet, der die Geschichte des Ostens bisher noch nicht kennt. Besonders ausführlich wird das Verhältnis der Deutschen zu den Polen behandelt und in zahlreichen Quellendarstellungen gewürdigt, so vor allem das Throner Blutgericht, die Warschauer Aufstände und die anderen Verschwörungen des polnischen Volkes gegen die Deutschen. Es finden sich darin zahlreiche, rassenbiologisch sehr aufschlußreiche Charakteristiken des polnischen Volkscharakters. Es sei nur auf die Denkschrift von Stottwells hingewiesen. Wer aus der Geschichte lernen will, greife zu diesem Buch, das sich leicht und verständlich liest. E. Wiegand.

**Körper, Robert: Rassenfieg in Wien, der Grenzseite des Reiches.** 1939. Wien, Universitäts-Verlag Wlb. Braumüller. 308 S. 300 Abb. Geb. RM. 10.80.

Der Verf. — einst, nach 1920, lange Jahre der kämpferische, stets einflussreiche Führer der völkischen, nationalsozialistischen Studentenverbände der Wiener Hochschulen, der das Judentum, seine Kampfweise und seine Ziele aus eigener Erfahrung kennt wie damals nur wenige — gibt hier in sehr volkstümlicher Darstellung und mit zahlreichen, interessanten, meist bisher nicht veröffentlichten Bild Dokumenten eine Geschichte des Wiener Judentums, die sehr lebenswert ist. O. Kech.

**Gesamtdeutsches Denken in Osterreich und die Reichsgründung. Junge Wissenschaft, Schriftenreihe der Reichsstudentenführung.** Bd. 1. München-Berlin, J. F. Lehmanns Verlag. 1938. 140 S. Preis Rwb. RM. 5.—.

Die vorliegende Schrift ist eine Gemeinschaftsarbeit, und zwar eine Reichsleiterarbeit der Sparte „Kampf um die Weltanschauung“ im Reichsberufswettkampf der deutschen Studenten 1936/37. Sie bringt eine Fülle von Material über die Einstellung der verschiedensten Kreise des österreichischen Deutschstums zur Gründung des Bismarckreiches. S. Schwanig.

**Wessely, A.: Die germanische Kulturtragödie und Deutschlands Erban.** 1933. Wien, Selbstverlag. 438 S.

Ein Buch, das mit diesem Herzen geschrieben wurde, in der Ostmark zu einer Zeit, als Volkstüm herrschte, als alle guten Deutschen dort „vom Heimweh ergriffen“ wurden „im eigenen Lande“, vom Heimweh nach Deutschland. Das Werk behandelt die germanische Kulturtragödie durch die Unterordnung unter biblische Mentalität. Das Werk will mithelfen an der Wiegebearbeit einer artgerechten, wahren Religion. Dem Buch liegen umfangreiche religionswissenschaftliche und philosophische Kenntnisse zugrunde; es zeigt ein tiefes Erkennen der Probleme und meist angemessene Kritik; es ist der Ausdruck eines reinen Idealismus. An diesem Buch kann man nicht vorbeigehen. O. Kech.